

AUSSAAT
BÜCHEREI

STIMMEN
DER
VÄTER

PAUL HUMBURG

ALLERLEI
REICH-
TUM

AUSSAAT-BÜCHEREI

Studienhilfen für junge Christen

Herausgegeben von Theo Sorg, Gerhard Stoll, Karl Sundermeier

PAUL HUMBURG

Allerlei Reichtum

Biblische Betrachtungen

Ausgewählt und bearbeitet von
Karl-Werner Bühler und Gerhard E. Stoll



AUSSAAT VERLAG WUPPERTAL

© 1961 Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal
Umschlagentwurf: Frieda Wiegand
Satz und Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal

INHALT

VORWORT	7
EINFÜHRUNG	9
Im Strom des Erbes	10
Sein Studium und seine Lehrer	11
Seine Pfarrstellen in Dhünn und Elberfeld	12
Der Generalsekretär der DCSV	13
Der Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes	14
Präses in der Bekennenden Kirche	17
Seine letzten Jahre	18
Die fortwirkende Kraft der Botschaft	19
DER ERNST DER SÜNDE	
Wort ins Gewissen	24
Alte Schuld	27
Des anderen Morgens aber	38
Das klag ich an	40
Der Name seiner Sünde	44
Arge Gedanken	45
Ich bin ihm gram	51
Die eine Tür	54
Gesamtschuld und Einzelschuld	56

MITARBEITER GOTTES

Einem jeglichen sein Erbe	64
Der vergessene Krug	65
Ein vollmächtiger Führer	70
Von nun an	76
Briefe von der Hand des Königs	79
Nicht wie in Ägypten	86
Deine Wunder laß uns sehn	90
Was wir haben	93
Jugend und Kreuz	98
Im Kreuz ist Kraft	100

CHRIST UND WELT

Zwei Wege	106
Verlorenes Gold	110
Das einige Notwendige	114
Er zog hinab	123
Halbe Liebe hält nicht Stich	126
Am Kreuzweg	132

BÜCHERHINWEISE	140
--------------------------	-----

VORWORT

Bei der Planung dieser Taschenbuchreihe stand es für die Herausgeber von vornherein fest, daß hierbei nächst der Auslegung des Wortes Gottes für junge Christen die „Stimmen der Väter“ neu hörbar werden sollen. Erst danach sind die Fragen der Lehre zu beantworten und die Hilfen zur Praxis aufzuzeigen. Diese Rangfolge ist nicht willkürlich gewählt oder aus übersteigertem Traditionsbewußtsein heraus zu erklären. Studienhilfen für junge Christen sind in evangelischem Verständnis nur dann recht dargeboten, wenn zuerst auf die Botschaft des Wortes Gottes hingewiesen wird. Das geoffenbarte Evangelium ist Ausgangspunkt und Mitte aller Betrachtungen. Dessen Verkündigung ist aber gebunden an den Träger der Verkündigung, an den Botschafter, der, vom Heiligen Geist erfüllt, für seine Zeit und seine Hörer immer neu diese frohmachende Botschaft vom Heil in Jesus Christus verkündigt. Aus diesem Grund sollen die Stimmen von Vätern der Christenheit hier laut werden.

Man könnte dagegen einwenden, daß diese Väterstimmen nur kirchengeschichtlich interessant seien; der junge Mensch heute wolle von gestern und vorgestern nichts wissen und sei nicht für Heldenverehrung zu haben, auch nicht für christlichen Denkmalschutz. Um Heldenverehrung oder Denkmalpflege kann es hier in der Tat nicht gehen. Die Predigten von Paulus, Augustin, Luther oder Schleiermacher sind nicht tot und erledigt. Die Bekenntnisse der römischen Katakombengemeinde oder der Hugenotten, der Pilgerväter und der ersten Missionare wirken bis in unsere Gegenwart hinein. Sie alle, die „Wolke von Zeugen“, haben uns Heutigen etwas zu sagen, sie bestimmen und gestalten die Erkenntnisse und das Leben der Gemeinde Jesu Christi von Generation zu Generation. Sie haben uns ein Vermögen hinterlassen, das wir nicht einfrieren lassen dürfen, sondern immer neu in Umlauf zu bringen haben.

Oft hat man das Wort vom „Erbe der Väter“ zu einem billigen Schlagwort erniedrigt und jene Väter zu makellosen Heiligen gemacht, deren Vollkommenheit im Rückblick wehmütig als heute unerreicht betrachtet wird. Bei unserer Berichterstattung über die Vorfahren im Glauben kann es sich aber nicht um verschönernde Goldgrundgemälde handeln. Wir wollen jene Zeugen hier so vorstellen, wie sie wirklich waren und darauf hören, was sie uns heute zu sagen haben. Wir wollen

auf diese Väter schauen, um ihrem Glauben nachfolgen zu können. Das Geheimnis ihrer Erbschaft liegt nämlich darin, daß sie nach vorn blickten, daß sie Propheten waren und unseren Blick von ihnen weg lenken wollen. Im Hören auf diese Stimmen werden unsere Augen nach vorne gerichtet: Es geht um unsere Zukunft, um die Bewältigung unseres Lebens heute und morgen, um ewiges Heil und Leben. In diesem Sinne wollen wir die Stimmen der Väter hören.

Dieser erste Band der Reihe soll wieder mit Paul Humburg vertraut machen, jenem Zeugen und Botschafter, dessen Worte im schnellen Wechsel der Jahre in Vergessenheit zu geraten drohen. Eigentlich hätte er es verdient, daß sein reiches Vermächtnis in einem Gesamtwerk dargestellt wird. Dafür sind aber heute Zeit und Möglichkeit noch nicht reif. Deswegen sind nachstehend wichtige Beispiele seiner evangelistischen Predigten und Auslegungen zusammengestellt, die eine Hilfe für junge Christen sein können. Für die Mithilfe bei Auswahl und Bearbeitung gebührt stud. theol. Karl-Werner Bühler besonderer Dank. Entscheidende Unterstützung bei der Vorbereitung und Herausgabe dieses Bandes habe ich vom Präses des Westdeutschen Jungmännerbundes, Wilhelm Jung, Siegen, erfahren, dem hier ganz herzlich gedankt sei.

Gerhard E. Stoll

EINFÜHRUNG

Wenn man heute den Namen Paul Humburg nennt, kann man sehr verschiedene Reaktionen beobachten. Zunächst sind zwei Gruppen zu unterscheiden: Die einen zucken mit den Schultern, die anderen bekommen leuchtende Augen. Wer mit den Schultern zuckt, gehört in der Regel zur jüngeren Generation und weiß einfach nichts von diesem Mann. Die anderen zählen zu den Älteren. Sie haben diesen Prediger noch selber erlebt und sind schnell dabei, einen markanten Satz aus einer seiner Predigten zu zitieren. Fragt man weiter, so steigt die Erinnerung an den Feldprediger des Ersten Weltkrieges auf, der im Kriege den Frieden verkündigte, oder man spricht von dem Generalsekretär der „Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung“, der eine große Zahl von Studenten prägte. Andere erinnern sich an den vollmächtigen Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes, wieder andere an den seelsorgenden Gemeindepfarrer. Groß ist die Zahl derer, die von dem klugen und trutzhaften Kämpfer der „Bekennenden Kirche“ im Kampf gegen die nationalsozialistischen Machthaber berichten können. Und schließlich gibt es solche, die daran erinnern, daß Paul Humburgs Name in Köln ausgewählt wurde, um eine Straße nach ihm zu benennen.

Man sieht: Paul Humburg läßt sich nicht in eine einfache Schablone pressen. Keine einzelne Kirche und kein einzelnes Werk kann ihn für sich allein in Anspruch nehmen. Dieser Mann war mehr als der einseitige Funktionär einer Gruppe. Sein Dienst und seine Botschaft galt allen, die auf das Wort Gottes hörten. Deswegen wirkte er in viele Kreise hinein; die Erinnerung an ihn verdient in Volkskirche, in evangelischen Werken und Freikirchen lebendig zu bleiben. Aber sie droht eine Angelegenheit der älteren Generation zu werden. Paul Humburg hat jedoch immer auch der Jugend gepredigt. Sein Dienst für Studenten und für junge Männer bestimmte eine entscheidende Epoche seines Lebens. Für sie hat er „allerlei Reichtum“ aus der Schrift geschürft. Es muß darum bekümmern, wenn eine junge Generation mit den Schultern zuckt und nichts mehr mit dem Namen und der Verkündigung dieses Mannes anzufangen weiß. So verschieden viele äußere Lebensumstände der Jugend jener zwanziger Jahre von denen der sechziger Jahre sind, so ist doch eines gleich geblieben: Jede Generation hat dasselbe Wort Gottes nötig, jede Generation

muß sich von neuem bekehren. Aus diesem Grund soll das erweckliche Wort Paul Humburgs neu für ein junges Geschlecht hörbar werden und zugleich den Älteren in Erinnerung gerufen werden, damit sie sich prüfen können in der Antwort auf Forderungen, die ihnen damals gestellt wurden.

Das uns verkündigte Wort Gottes können wir nicht ohne einen Blick auf den Mann, der es uns verkündigt, beurteilen. Verkündigung und Verkündiger gehören zusammen. Der Zeuge läßt sich nicht von seiner Botschaft trennen. Auch die hier gedruckten Bibelauslegungen verstehen wir erst richtig auf dem Hintergrund der Persönlichkeit dessen, der hier zu Worte kommt. Deswegen soll zunächst aus seinem Leben berichtet werden.*)

Im Strom des Erbes

Um Paul Humburg in seiner geistigen und geistlichen Verwurzelung kennenzulernen, muß man von seinen Vorfahren wissen. Die Spuren führen in zwei Erweckungsgebiete Westdeutschlands, ins Siegerland und nach Wuppertal. Humburgs Mutter stammt aus Freudenberg im Siegerland und gehört zu der Familie Siebel, in der ein reiches Geisteserbe lebendig war. Tillmann Siebel, ihr 1804 geborener Großonkel, erlebte die Erweckungspredigten Gottfried Daniel Krummachers im Wuppertal und gehört zu den Trägern des reformiert geprägten Pietismus im Siegerland. Die Mutter Tillmann Siebels wiederum stammte aus der Familie Stahlschmidt, zu der Christian Stahlschmidt als einer der „Stillen im Lande“ gehörte, der als früh zum lebendigen Glauben Erweckter sich an den Dichter Gerhard Tersteegen anschloß. Weit ins 18. Jahrhundert zurück reicht also im Geschlecht der Mutter Humburgs das Erbe klarer biblischer Frömmigkeit.

Der Vater Paul Humburgs war durch das Zeugnis eines Schuhmachers zum lebendigen Glauben gekommen. Er, der wohlangesehene Mann, brach daraufhin seine engen Beziehungen zu den angesehenen Bürgern seiner Heimatstadt ab und

*) Die Unterlagen für diese Lebensbeschreibung sind entnommen: Harmannus Obendiek, D. Paul Humburg, Der Zeuge — Die Botschaft, Wuppertal, 1947 und 1949; Der Leuchtturm, Zeitschrift des Westdeutschen Jungmännerbundes, 74. Jahrgang 1921 ff.; Der Ruf, Monatschrift für die reifere christliche Mannesjugend Deutschlands, 5. Jahrgang 1926 ff.

hielt sich mit seiner Frau und seinen Kindern (außer zur Landeskirche) zu einer freikirchlichen Gemeinde. Die große Glaubensgeschichte der mütterlichen Familie und der junge, kraftvolle Glaube des Vaters, eines Kaufmanns, wirkten zusammen und bestimmten das Leben der Familie, die kurz vor der Geburt Paul Humburgs am 2. April 1878 nach Köln-Mülheim übersiedelt war.

Das eindeutig pietistische Erbe und Klima in der Familie Humburg war verbunden mit einer großen Weite im Kontakt mit verschiedenen evangelischen Werken und Männern, mit der Brüdergemeinde, mit den Waldensern, mit Fritz von Schlümbach (dem Deutsch-Amerikaner, der im deutschen CVJM führend war) oder Georg Müller aus Bristol, der den deutschen Methodismus führte. Paul Humburg sagt darüber: „Uns Kindern wurde es von vornherein eingeprägt, daß unsere Heimat sein müßte bei denen, die den Herrn Jesus lieb haben.“ Von daher erklärt sich die ökumenische Weite Humburgs, der sich nicht einer bestimmten Kirchenform verpflichtet hat, sondern Volkskirche, Freikirche, evangelische Werke, Gemeinschaften und die evangelische Allianz gleichermaßen als rechtmäßige Gemeinden Jesu Christi ansah.

Das Vorbild seiner Eltern und ihr Umgang blieb nicht ohne Rückwirkung auf den Jungen. Vater Humburg besuchte, wie Johannes Busch berichtet, regelmäßig die Versammlungen des Jungmännerversins in Mülheim und nahm seine Söhne Paul und Fritz schon 1891 zu einer Silvesterfeier mit. Dort hielt der Oberförster Weth eine Ansprache, die einen tiefen Eindruck auf die Jungen ausübte. Hinzu kam, daß ein einfacher Schuhmachermeister, Wilhelm May, sich der Jungen annahm und ihnen klarmachte, daß ein Leben nur lebenswert sei, wenn es mit Jesus gelebt wird. So kam es, daß Paul Humburg zu seiner Mutter ging, um ihr zu sagen: „Ich glaube vom Heiland angenommen zu sein.“ Die Mutter und ihr Sohn knieten nieder, wie Paul Humburg selber bekennt, und die Mutter betete so, wie er es später nie mehr erlebt habe: „Solch ein Gebet bindet einen jungen Mann an die Wirklichkeit der ewigen Welt.“

Sein Studium und seine Lehrer

Nach dem Abitur ist es klar, daß er sich an der Universität der Theologie zuwendet. Paul Humburg beginnt sein Studium in Halle und wird dort zu einem Schüler von Professor Martin Kähler. Dessen Werk „Die Versöhnung durch das Kreuz

Christi“ gab Humburgs Theologie eine entscheidende Wegweisung. Im Dritten Reich hat er immer wieder darauf hingewiesen, daß man zu oft von der Kirche redet, wo man von Christus reden sollte. Er setzte seine Studien in Erlangen und in Bonn fort. Seine Lehrer waren aber auch die alten Väter wie Johann-Albrecht Bengel und Carl-Heinrich Rieger. Besonders schätzte er die Bibel-Auslegung von Karl-Martin Roffhack, der bis 1867 Prediger in Gemark war.

Humburgs erstes Buch „Am Anfang – Zwanzig Reden an die Gemeinde“ widmete er seinem Freund Alfred Christlieb. Von dem Amerikaner Dr. John Mott, dem er auf den Tagungen des Studenten- und Jungmännerwerkes begegnete, sagte er: „Er ist einer von den Männern, denen ich für mein inneres Leben am meisten verdanke.“ Vorfahren, Eltern, theologische Lehrer und Freunde halfen ihm, ein Schüler der Heiligen Schrift zu werden und bis zuletzt zu bleiben.

Seine Pfarrstellen in Dhünn und Elberfeld

Nach dem ersten Examen studierte Paul Humburg eine Zeitlang in Utrecht, nach dem zweiten Examen war er Vikar in Viersen und danach Hilfsprediger in der vereinigten evangelischen Gemeinde Unterbarmen. Nachdem er Marie Hirschberg geheiratet hatte, bekam er 1906 seine erste Pfarrstelle in Dhünn im Bergischen Land. Davon schreibt er später in einem Brief: „Mir war es in meiner ersten Gemeinde ein großer Kampf, mich dazu durchzuringen, diesen feinen, anständigen Bauern die Entscheidung zwischen Seligwerden und ewiger Verdammnis zu bezeugen. Wenn man aber diesen Teil der Wahrheit wegläßt, so kann man nicht sagen: „Das Wort wird seine Wirkung tun. Dann fehlt etwas am Wort.“ Im Anschluß an eine Evangelisation konnte er in Dhünn eine Erweckung erleben.

Der Abschied von seiner ersten Gemeinde ist ihm nicht leicht gefallen. Als er im Advent 1909 in den Dienst der reformierten Gemeinde Elberfeld eingeführt wurde, hieß es in einem Bericht von seiner Antrittspredigt: „Sein erstes Zeugnis vor der Gemeinde war ein entschiedenes Bekenntnis von dem gekreuzigten Christus.“ Er war froh, in Elberfeld den reformierten Psalmengesang wiederzufinden, den er in Holland lieb gewonnen hatte. Schon bald fing er an, den Bau eines Gemeindehauses zu planen. Er hat für diesen Bau persönlich und unermüdlich Gelder gesammelt, bis das Haus errichtet werden konnte.

Der Generalsekretär der DCSV

Im Jahre 1915 erhielt Paul Humburg von der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung den Auftrag, Soldatenheime an der Ostfront zu errichten. Im Juli begann er seine Tätigkeit, und in einem Zeitraum von über drei Jahren entstanden mehr als sechzig Heime. Er betrachtete seine Arbeit als Friedenswerk im Kriege. Die Soldaten sollten hier Stätten der Erholung finden, Häuser für Veranstaltungen kultureller Art. Aber die Hauptsache war für ihn, Möglichkeiten zur seelsorgerlichen Beratung und zur Verkündigung des Wortes zu schaffen.

Paul Humburg war schon seit 1899 studentisches Vorstandsmitglied der DCSV, später Mitglied des älteren Vorstandes. Schließlich übernahm er vom Sommer 1919 bis zum Frühjahr 1921 die Stelle eines Generalsekretärs. Die freideutsche Jugend, Sozialismus, Kommunismus und Nationalismus gewannen nach dem Ersten Weltkrieg einen großen Einfluß in Deutschland. Die Leitung der Bewegung befand sich damals in einer ernsten Krise. Paul Humburg, der auch in dieser Position den Kurs des Glaubens verfolgte, hat die DCSV entscheidend beeinflusst. „Die nationale Aufgabe ist nicht unsere Hauptaufgabe. Unsere Hauptaufgabe bleibt, das Evangelium zu treiben, unsere Jugend für Christus zu werben. Keine andere Aufgabe ist damit zu vergleichen und kommt ihr nahe.“ Als in einer Jugendwoche des Bundes deutscher Jugendvereine sich die Idealisten dieser Gruppen zur religiösen Verklärung geschlechtlicher Zügellosigkeit hinreißen ließen, rief Paul Humburg seiner DCSV zu: „Wir haben nichts zu tun mit einer deutschen Jugendbewegung, die autonom sich selbst ihre Gesetze geben will und sich damit losreißt von der Autorität des lebendigen Gottes. Ihr seid Gottes Knechte, Gottes Vortrupp sollt ihr sein in der deutschen akademischen Jugend.“ Die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung, leider nach 1945 nicht wieder entstanden, ist ein Kind der Erweckungsbewegung und eine der ersten Bewegungen, die sich mit Christen anderer Länder zu einer ökumenischen Gemeinschaft zusammenfanden.

Die erste Weltbund-Konferenz, die er noch als Student im Sommer des Jahres 1898 in Eisenach miterlebte, hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Später hat er von den „tiefen und gewaltigen geistlichen Eindrücken“ berichtet, die von Dr. Mott und Robert Wilder auf viele Studentengenerationen ausgegangen sind. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm Paul Humburg die zerstörten Beziehungen zu den Studenten anderer

Länder wieder auf. Auf einer Vorstandssitzung des Studenten-Weltbundes in der Schweiz zeigte er im August 1920, daß er vor den Gegensätzlichkeiten mancher Art nicht kapitulieren wollte, sondern die zu verstehen suchte, die in Christus Brüder sein durften. Dieses Ringen setzte sich fort auf den Konferenzen des CVJM-Weltbundes in Budapest und Helsingfors. Paul Humburg wollte überall die Botschaft von dem Frieden der Vergebung in den Mittelpunkt stellen. Der christliche Studenten-Weltbund, geboren aus dem erwecklich-missionarischen Geist seiner älteren Mitgliedbewegungen, stand damals in der Gefahr, zu einer lebens-reformerischen Organisation zu werden. Humburg focht daher als deutscher Generalsekretär den gleichen Kampf aus wie daheim. Sein Weg war ihm auch hier durch seine biblische Haltung vorgezeichnet.

Der Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes

Im Jahre 1921 wurde der ältere der beiden Brüder, der Kaufmann Fritz Humburg, zum ersten Vorsitzenden des Reichsverbandes der evangelischen Jungmännerbünde Deutschlands gewählt. Paul Humburg wurde zugleich zum Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes (CVJM) berufen. Der Westbund, als älteste Jungmännerorganisation Deutschlands, befand sich in jenen Jahren in einer schweren Krise. Die Jugend war durch den langen Krieg abgestumpft. Viele Mitarbeiter waren im Krieg gefallen oder kamen verbittert und enttäuscht zurück. „Reinigt euch, die ihr des Herrn Geräte tragt.“ Mit diesem Predigttext tritt Paul Humburg auf dem Bundesfest in Hamm sein neues Amt an. Er machte von vornherein klar, worum es ihm in diesem Jungmännerwerk geht: „Wir wollen nur und mit ganzer Kraft unser innerstes Werk treiben, den Kern unserer Arbeit betonen, und dieser Kern ist Jesus, der Heiland.“

1922 sind zu einer Pfingstfreizeit in Benneckenstein 1100 junge Männer zusammengekommen. Diese kurze Tagung hat vor allem durch die Bibelarbeit Humburgs eine bahnbrechende Bedeutung gehabt. „Frühlingstage der Gemeinde“ hat er diese Auslegung überschrieben, von denen viele junge Männer den entscheidenden Anstoß für ihr Leben bekommen haben. Humburg besaß die Vollmacht, das Wort Gottes schlicht auszulegen und eindringlich zu verkünden. Vielen jungen Leuten hat er in persönlicher Seelsorge geholfen.

In einem Bericht über diese Pfingsttagung heißt es: „Die Tagung des vergangenen Jahres war der erste große Aufmarsch unseres neugeschlossenen Bundes. Benneckenstein war ein Ruf zur Sammlung, zur Stille. Der Ruf wurde verstanden und die Hoffnungen erfüllt. Gemeinsam zog man zur Versammlung zur Kirche oder am Waldrand, gemeinsam brachte Paul Humburg, der Bundeswart des Westbundes, uns mit Gewalt und priesterlicher Vollmacht die Frühlingsbotschaft vom Heiligen Geist.“ Die Schwierigkeiten der Jungmännerarbeit nehmen durch die Geldentwertung ständig zu. 1923 findet trotz der großen Not das 75jährige Jubiläum des Westbundes in Wuppertal statt. Humburg berichtet darüber: „Es waren doch etwa fünftausend junge Menschen zusammengeströmt. Wir konnten das Fest ohne jede Störung in Ruhe feiern, doch mußten wir infolge des Ausnahmezustandes auf vieles verzichten. Je dunkler Gegenwart und Zukunft sind, desto weniger haben wir Zeit, müde zu sein. Darum rufen wir alle Brüder in den Vereinen auf, erneut mit uns Hand ans Werk zu legen in einem Glauben, einer Liebe, einer Hoffnung.“

Im Dezember 1923 fand eine Besprechung zwischen Vertretern des französischen und deutschen Werkes in Schaffhausen in der Schweiz statt. Humburg nahm als deutscher Vertreter daran teil und bemühte sich besonders, die biblische Linie in der Frage des Weltfriedens herauszuarbeiten. Auf seine Initiative hin gaben die deutschen Vertreter eine Erklärung ab, in der es unter anderem heißt: „Wir erklären, daß wir nach wie vor bereit sind, mit allen im CVJM-Weltbund vereinten Nationalkomitees in brüderlicher Liebe und in der Gemeinschaft des Geistes Jesu Christi zusammenzuarbeiten am Bau des Reiches Gottes. Wir sind auch dazu entschlossen gegenüber den Ländern, die uns seit 1914 als Feinde gegenüberstanden und noch -stehen. Wir erklären als unsere christliche Überzeugung, daß der Krieg nicht im ursprünglichen Schöpferwillen Gottes liegt.“

Seine wichtigste Aufgabe aber sah Humburg nicht in Verhandlungen und Konferenzen, sondern in der Verkündigung des Wortes. Zu allen Gelegenheiten auch in der Zeit, in der bei der Jugend idealistische und nationalistische Strömungen das Übergewicht gewannen, hat er die klare biblische Botschaft weitergesagt. Besonders die Freizeiten für junge Lehrer und Theologen, die er in jedem Jahr durchführte, lagen ihm am Herzen.

Das Alte Testament schätzte er besonders. Von 1921 bis 1938 schrieb er seine Auslegungen jeden Monat im „Leucht-

turm“, dem Mitteilungsblatt des Westbundes. Im Juni 1925 hielt er seine erste Rundfunkpredigt anläßlich des Bundesfestes in Frankfurt am Main.

Bei seinem Studienaufenthalt in Holland hatte er sich sehr viel mit dem Hauptwerk Friedrich-Adolf Lampes beschäftigt „Das Geheimnis des Gnadenbundes“. Von dort bekam er den Anstoß, daß das Wort den Menschen unmittelbar treffen und die Hörer immer wieder vor die Entscheidung „Heil oder Unheil“ stellen müsse. Er war ein Anhänger der „praktischen“ Bibelauslegung. In jedem Vers des Wortes Gottes sah er zeichenhaft die Aussage Gottes für seine Zeit.

Die Evangelische Theologische Fakultät der Universität Bonn verlieh Paul Humburg 1928 aus Anlaß des 80. Jahresfestes des Westdeutschen Jungmännerbundes die Würde eines Ehrendoktors der Theologie.

In wenig mehr als acht Jahren hat Paul Humburg als Bundeswart dem Westdeutschen Jungmännerbund eine klare geistliche Orientierung gegeben und eine Mitarbeiterschaft herangebildet, die so lebensfähig war, daß nicht nur die Gefahren des Nationalsozialismus überstanden werden konnten, sondern auch spätere Generationen bis zum heutigen Tage von dem Dienst Paul Humburgs zehren.

Am 1. Mai 1929 legte Paul Humburg sein Amt als Bundeswart nieder, um sich der Gemeindegarbeit in Barmen-Gemarkung zu widmen. Aber auch in dieser Tätigkeit blieb er der Jungmännerarbeit verbunden. Das zeigte sich vor allem bei der Bedrohung dieser Arbeit durch staatliche Übergriffe. Humburg stand zwar der nationalsozialistischen Bewegung wie die meisten Pfarrer der evangelischen Christenheit in Deutschland zunächst zustimmend gegenüber. Aber seit dem Sommer und Herbst 1933, als es zu der großen Auseinandersetzung mit den „Deutschen Christen“ kam, erkannte Paul Humburg die Gefahren der völkischen und staatlichen Neuordnung. Mit dem damaligen Vorsitzenden des Westbundes der CVJM, Christian Ebert, und mit dem Jugendpfarrer Wilhelm Busch zusammen verhinderte er es bei der Bundesvertretung 1934, daß sein Nachfolger im Amt des Bundeswartes das Werk den Nationalsozialisten auslieferte. Der Westbund stellte sich auf die Seite der „Bekennenden Kirche“ und berief den jungen Johannes Busch zum neuen Bundeswart.

Präses in der Bekennenden Kirche

Eine der wichtigsten Zellen der im Gegensatz zu den „Deutschen Christen“ und in der Abwehr gegen den Nationalsozialismus entstehenden „Bekennenden Kirche“ war die Gemeinde, an der Paul Humburg seit 1929 wirkte: Barmen-Gemarke. Diese Gemeinde Gemarke hat ihre besondere Geschichte und Eigenart. In ihr sind das Bekenntnis der nach Gottes Wort reformierten Kirche, die Betonung der Schriftautorität und das Erbe der Erweckungsbewegung fruchtbar miteinander verbunden. In dieser Gemeinde fühlte sich Humburg zu Hause. Von seinen großen Reisen kehrte er immer gern in den Gemarker Bruderkreis zurück, der fürbittend seine Arbeit trug.

Paul Humburg wurde bald der Vertrauensmann der Pfarrbrüder aus der Barmer Synode. Der Winter 1933/34 brachte im Kirchenkampf entscheidende Ereignisse. Das Vorgehen des Reichsbischofs gegen die Notbundpfarrer ließ die Bekennenden Gemeinden entstehen. Aus der Pfarrerbruderschaft wurde die Bekennende Kirche. Die erste „Freie evangelische Synode im Rheinland“ tagte im Februar 1934. Es wurde ein Bruderrat gebildet, zu dem auch Paul Humburg gehörte. Auf der dritten rheinischen Synode vom 13. August 1934 wurde Paul Humburg einstimmig zum Präses der Synode berufen. Im November 1934 wurde er Mitglied der „Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche“. Es ist fast ein Wunder, daß er die Belastung beider Ämter so lange hat tragen können. Er mußte fast jede Woche nach Berlin reisen. Zahllose Nachtfahrten zehrten an seiner Gesundheit.

Außer den Ratsitzungen fand jeden Monat in Düsseldorf eine Tagung der Vertrauensmänner der Kreissynoden statt, die er als Präses zu leiten hatte. Allen Teilnehmern sind sie durch Humburgs kostbare Andachten in Erinnerung geblieben. Sein Präsesamt verpflichtete ihn, Vorsitzender der Prüfungskommission der Synode zu sein. Von 1934 bis 1940 hat er die theologischen Prüfungen der Kandidaten der Bekennenden Kirche geleitet. Bibelkunde und Seelsorge prüfte er selbst und gab den jungen Seelsorgern manchen Rat aus seiner Praxis mit.

Fast jedes Jahr gab es eine Tagung der rheinischen Bekenntnissynode, die ihn vor große Aufgaben und große Entscheidungen stellte. 1937 mußte der Beschluß über die Fortsetzung der Prüfungen gefaßt werden, die durch einen Erlaß Himmlers verboten waren. 1938 stand die Frage des Treueides der Pfarrer auf der Tagesordnung. 1939 rang die Synode mit den

Finanzabteilungen wegen der Kollekten. Hier wurde nochmals beschlossen, die Prüfungen trotz schwerster Bedrohungen durch die Gestapo weiterzuführen. Aber trotz der ständigen Bedrohung ließ sich Paul Humburg nicht von der Festigkeit und Gewißheit seiner Glaubensüberzeugung abbringen. Er war es auch, der die Inschrift des Siegels der rheinischen Bekenntnissynode vorgeschlagen hatte: „Teneo, quia teneor — Ich halte fest, weil ich gehalten bin.“

Er verstand sein Präsesamt auch als Predigtamt für die rheinische Kirche. Am Beginn eines neuen Jahres oder in entscheidenden Stunden des Kampfes wandte er sich als Prediger von der Gemarker Kanzel oder in Flugblättern und den „Grünen Briefen zur Lage“ an die Pfarrer und Glieder der bekennenden Gemeinden. Einige davon sind sehr bekannt geworden, wie die „Knospenfrevelpredigt“ gegen die Entchristlichung der Jugend durch die „Hitler-Jugend“.

Seine letzten Jahre

Die Überanstrengungen der Zeit von 1934 bis 1939 hatten seine Kräfte verbraucht. Früher als erwartet mußte er aus seinem Amte ausscheiden. Seine Leiden trug er mit großer Geduld. Im Jahre 1942 legte er sein Amt endgültig nieder, so daß die rheinische Bekenntnissynode in Essen im Dezember 1942 einen neuen Präses zu berufen hatte. Sie fand sich aber nicht in der Lage, einen Nachfolger Humburgs zu bestimmen, da keiner da war, der sein Amt mit derselben Vollmacht hätte wahrnehmen können.

Die Not körperlicher Qual hat Humburg bis zum äußersten durchleiden müssen. Vor allem die seelischen Aufregungen und Belastungen durch Verhöre und Verhaftungen sind nicht ohne Wirkung auf seinen körperlichen Zustand geblieben. Er hat selber einmal darüber gesagt: „Das kommt davon, wenn man solchen Dienst für sich in Anspruch nimmt, Bote des Evangeliums zu sein. Dann muß man auch die Ausrüstungskosten bezahlen.“

Bei einem Luftangriff auf Barmen wurde sein Pfarrhaus zerstört. Zuletzt fand er Aufnahme im Landeskrankenhaus in Detmold, wo er noch „die heilige Last einer eingehenden, anhaltenden und umfassenden Fürbitte“ auf sich nahm. Das Augenlicht schwand, ein Bein wurde amputiert, das zweite sollte auch abgenommen werden. Er wußte wohl, daß Gott ein-

mal alle Tränen von den Augen der Seinen abwischen wird. Deshalb sagte er dazu: „Also werden wir dort mit Tränen ankommen.“ Am 21. Mai 1945 starb er im Landeskrankenhaus in Detmold. Die Beerdigung fand zehn Tage später auf dem Friedhof in Barmen-Gemarke statt.

An der Wand seiner Studierstube hing das Wort, das ihn als Feldprediger einmal in einer müden Stunde in einem verlassenen Haus im Osten getroffen hatte: „Gedenk ich dein, o Ewigkeit, wie klein ist dann die Müh der Zeit!“

Die fortwirkende Kraft der Botschaft

Auch nach seinem Tode, ganz besonders in den schweren Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, blieb der Name und das Schaffen Paul Humburgs in vieler Zeugen Mund. Seine gesammelten Predigten und Aufsätze*), seine katechetischen Schriften und Kennworte fanden eine weite Verbreitung. Wer diese heute fast völlig vergriffenen Veröffentlichungen kennt, der weiß, daß Paul Humburg in allen seinen Ämtern ein Prediger und Evangelist blieb, der sich nicht in erster Linie um Dogmatik oder theologische Strömungen kümmerte, sondern darum, daß die Botschaft vom Heil in Jesus Christus unüberhörbar verkündigt wurde. Das heißt nicht, daß er die Theologie verachtet hätte. Nicht umsonst trug er den Titel eines Ehrendoktors der Theologie. Aber die theologische Wissenschaft war für ihn Diener, nicht Richter Gottes.

Johannes Busch, der sich mit Paul Humburg eng verbunden wußte und wie er Evangelist war, sagte nach seinen Evangelisationsansprachen öfters: „Jetzt habe ich mal wieder alle Theologen geärgert, aber ich habe den Heiland verkündigt. Das ist mir wichtiger.“ Eine ähnliche Haltung läßt sich in den Predigten Paul Humburgs erkennen. Es geht ihm nicht um tote dogmatische Richtigkeiten, sondern um das lebendige Zeugnis von dem Auferstandenen. Der Prüfstein für Humburg war die Aussage der Heiligen Schrift. Nicht umsonst nannte er seine über lange Jahre in den Zeitschriften des Jungmännerwerks veröffentlichten Bibelarbeiten „Aus der Quelle“. Einer seiner ersten Predigtbände, der 1922 erschien, trug den Titel „Aus der Quelle des Wortes“. Weil er unermüdlich in der Schrift forschte und auch verborgene Texte mit großem Einfühlungs-

*) Es sei auf das Literaturverzeichnis am Schluß dieses Bandes verwiesen.

vermögen hervorholte und auslegte, ohne die wissenschaftliche Tagesdiskussion, etwa die Theologie der Schöpfungsordnung, zu übernehmen, blieb seine Schriftauslegung gültig. Während man viele Predigten der zwanziger Jahre heute mit einigem Befremden liest, bleibt die Predigt Humburgs über den Tag hinaus frisch. Ja, seine Verkündigung hat teilweise auch heute eine beklemmende Aktualität. Etwa seine Auslegung über Esra 8, 22, die hier wiedergegeben ist, behandelt die Frage, ob Esra von dem Perserkönig Waffen für das Volk Gottes fordern soll oder nicht.

Die meisten Texte hat Paul Humburg aus dem Alten Testament entnommen. Gerade in einer Zeit, in der man das Alte Testament als eine Sammlung jüdischer Händlergeschichten verunglimpfen wollte, hat er diesen Büchern ihre Botschaft abgelauscht. Zwar hat er diese Berichte nicht aus ihrem geschichtlichen Zusammenhang herausgenommen, aber er hat diese Geschichten in den rechten heilsgeschichtlichen Zusammenhang gestellt. Paul Humburg hat die Botschaft des Neuen Bundes schon im Alten Bund erkannt. Die Prophetie im Volke Gottes zielt auf Jesus, den Messias hin, und deswegen bezieht Humburg seine Auslegung auch auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens. Es gibt eine heute fast völlig vergessene kleine Schrift Humburgs über den Heidelberger Katechismus, die er unter dem Titel „Der einzige Trost“ für seine Konfirmanden geschrieben hat. In dieser Schrift wird die zentrale Bedeutung Jesu Christi, so wie er sie versteht, ganz offenkundig. Er schreibt da: „Das Band, das uns wieder mit Gott verbindet, ist nicht irgend etwas in der Erlösung, nicht ein Werk oder eine Sache, sondern dieses Band ist Christus selbst. Wir haben kein Heilmittel gegen unseren Sündenschaden, wir haben einen Heilmittler mit seinem dreifachen Amt als Prophet, Hoherpriester und König. Das ist die große Kraft unseres Katechismus, daß alles auf die Person Jesu Christi zurückgeführt wird und dadurch das Heil für uns auch nur in der Glaubensgemeinschaft mit Christus gefunden werden kann. „Um Seines Sohnes Christi willen ist der Vater unseres Herrn Jesu Christi auch mein Vater . . . Christus ist das Haupt seiner christlichen Kirche, durch welches der Vater alles regiert. Um des Herrn Christi willen will Gott unser Gebet gewißlich erhören, unangesehen, daß wir unwürdig sind. Darum kommt für uns alles darauf an, daß wir durch den Glauben ein Glied Christi, daß wir sein eigen sind, ihm durch wahren Glauben eingepflanzt. „Christus ist der Mittler unseres Heils. Ja, er allein, auch jetzt noch, nach seinem Erdenleben, in der Herr-

lichkeit. Er selbst macht uns der Gerechtigkeit, die er uns durch seinen Tod erworben hat, nun teilhaftig.“

Zu der biblischen Basis und der zentral auf Christus gerichteten Botschaft tritt in allen Schriften Humburgs noch das seelsorgerliche Element. Er versteht es, sich in die Seele seiner Zuhörer hineinzusetzen. Er wird persönlich, manchmal packt er unangenehm hart zu. Aber nicht, um zu verwunden, sondern um schwärende Wunden aufzudecken und den Weg zur Heilung zu zeigen. Dabei sucht er einen einleuchtenden, bildhaften Ausdruck, der auch für den schlichten Zuhörer und Leser verständlich ist. Seine Beispiele, mit denen er seine Auslegung anreichert, sind so plastisch, daß sie lange in Erinnerung bleiben. Einige seiner Aussprüche sind geradezu goldene Worte, die im christlichen Volk wie eine Spruchweisheit umgehen. So sein Satz aus der Antrittspredigt in Hamm 1921: „Nicht Räder im Getriebe sollen wir sein, sondern Reben am Weinstock.“ Oder im Blick auf eine entschiedene Bekehrung: „Herr, deine Wunder laß uns sehen. Mit weniger kommen wir nicht aus.“ Gerade das letzte Beispiel zeigt, daß Humburg in seinem seelsorgerlichen Hinneigen zu seiner Gemeinde tief im Gebet und im Wissen um die Gnade verwurzelt war. Bibelgläubigkeit, christozentrische Botschaft und betende Seelsorge haben bei Paul Humburg den fröhlichen und unabhängigen Glaubensmut geschaffen, der ihn zu seinen vielen Diensten und Ämtern befähigte. Unerbittlich war er in seinem Ruf nach klarer Entscheidung, aber er war unermüdet in dem Zuspruch der Gnade. Niemand wird ihn einengen können und etwa sagen, er sei „nur“ Prediger des Wortes gewesen. Mit seiner ganzen Existenz war er als ein Leidender zugleich Täter des Worts und erlebte und bezeugte die Fülle des Glaubens in mancherlei Gestalt, aber mit einerlei Ziel. Deswegen hat Paul Humburg zu Recht für eine Sammlung seiner Alttestamentlichen Aufsätze den Titel „Allerlei Reichtum“ gewählt, der auch über dieser Zusammenstellung steht.*)

*) Die nachstehend wiedergegebenen Texte sind, teilweise gekürzt und redigiert, entnommen aus: Allerlei Reichtum, gesammelte Aufsätze über alttestamentliche Texte, Wuppertal 1929; Auf der Seite des Siegers, Wuppertal, o. J.; Der Ruf, Jahrgänge 1925 bis 1933; Abschied und Vermächtnis, Wuppertal, o. J.

DER ERNST DER SÜNDE

*Der Herr will, daß wir vor
unserer Sünde stillestehen*

WORT INS GEWISSEN

1. Mose 3, 8—11

Es stimmt etwas nicht zwischen Gott und uns, es ist etwas zerrissen und zersprungen, was früher vollkommen war und wohl klang. Aus dieser Spannung, aus dem Überführtsein vom Dasein Gottes und dem inneren Unbehagen über die eigene Zerrissenheit kommen Gespräche unter jungen Menschen, da einer mit dem andern über Gott spricht. Das Ergebnis ist dasselbe wie bei den ersten Sündern: sie wollen Gottes Angesicht nicht sehen. Nur keine Begegnung mit ihm! Nur kein klares Wort von ihm hören, es könnte unser Tod sein! Einer hilft dem andern in seinem Entschluß, sich zu verstecken vor Gottes Angesicht. Und dort, in ihrem Versteck, reden sie von Gott und singen sehnsuchtschwere und heimwehkranken Lieder. Sie möchten doch nach Hause, in die verlorene Heimat.

So wird sie hin und her gerissen, diese suchende, sich sehrende Jugend zwischen Heimweh nach Gott und Flucht vor Gott. Ob sie sich hinter noch so dicken Bäumen versteckt, hinter mächtigen philosophischen Systemen, die man erdacht hat, um irgendwie einen „Gott“ zu finden, aber des lebendigen Gottes Angesicht nicht zu sehen, wie es sich uns offenbart hat, ob um sie her in Natur und Kunst ein Paradies lacht und leuchtet und singt, in dem man sich schwärmerisch immer tiefer verläuft, um Gott nicht zu begegnen: es ist eine am Herzen kranke, friedlose Jugend. Sie weiß zu viel von Gott, als daß sie ihn vergessen könnte und weiß doch nur so viel von Gott, daß sie todunglücklich ist.

Einer solchen verirrtten Jugend kann es nichts helfen, wenn wir in unserer Arbeit alles nur eingestellt haben auf die „Stimme Gottes“, etwa auf den theologischen Erweis des Daseins Gottes oder auf unklare, religiöse Reden von Gott, auf religiöse „Stimmung“. Wir werden es erleben, daß bei dieser Art der Arbeit ein jeder etwas anderes unter den Worten versteht. Auch wenn wir meinen, den lebendigen Gott zu bezeugen, die anderen wollen sein Angesicht nicht sehen, wie es uns aus Gottes Wort vor Augen steht. Je lauter wir ihnen Gott auf diese Weise anpreisen, je mehr Gewicht wir auf religiöse Stimmungswerte legen, desto tiefer sehen wir die anderen sich vor dem Angesicht Gottes verstecken.

Unsere ganze Arbeit muß darauf eingestellt sein, daß wir Gottes Ruf und Gottes Wort an die Menschen heranbringen, um sie vor Gottes Angesicht zu stellen: Gottes Ruf, daß wir ihnen nachgehen in all ihre Verstecke, die uns ja noch bekannt sind von der Zeit her, da wir selbst uns dort verborgen haben auf der Flucht vor einer Begegnung mit Gott. In alle Schlupfwinkel müssen wir ihnen nachkriechen mit dem Ruf Gottes: „Wo bist du?“, daß jeder merkt: Es hilft kein Ausweichen mehr, er kennt mein Versteck. Ich bin gemeint, und meines Lebens große Frage steht jetzt auf der Tagesordnung.

Aber dann werden wir erfahren, wie auch der Mensch, der Gottes Stimme vernommen und auch den Ruf, der ihn sucht, gehört hat, noch beflissen ist, um die tiefste Not in seiner Not herumzureden. Er hat eine erstaunliche Zähigkeit und Geschicklichkeit, dem Stillewerden vor Gottes Ruf auszuweichen, und das nicht auszusprechen, was ausgesprochen werden muß, seine Sünde, das, was geschehen ist. Der Mensch fürchtet sich am meisten vor der Nennung seiner Sünde, vor dem Bekenntnis (das wäre ja auch schon der Anfang der Bekehrung); das ist ihm so schwer.

Und wie er vorher von Gott geredet hat, so spricht er nun zu Gott. Aber in dem Bericht über seine Furcht und seine Flucht weicht er der tiefsten Frage aus. Ist es nicht schließlich Gottes Schuld, daß der Mensch nackt ist und sich verstecken muß? Warum hat mich Gott so geschaffen? — das ist die alte, immer neue Frage der im Gewissen wunden Jugend! Es dauert lange, auch bei dem Menschen, den Gottes Ruf schon vor Gottes Angesicht gestellt hat, bis endlich das Wort herauskommt: „Ich aß.“

Und es kommt nicht heraus, wenn nicht Gottes Wort es dem Menschen vorspricht. Das Gewissen allein bringt das nicht zustande. Es quält den Menschen, es treibt ihn um, aber Gott erst sagt ihm: Du hast gegessen, und ich hatte doch geboten . . . Gott erinnert ihn an sein früheres gebietendes Wort, und Gottes Wort stellt seine Sünde als Sünde ins Licht.

Das ist auch die Aufgabe unserer Verkündigung. Wir wollen oft barmherziger sein als Gott und schonen unsere Zuhörer, als ob es grausam wäre, ihnen ihre innerste Schuld unerbittlich zu enthüllen. So halten wir die Menschen auf. Der wird ein wahrer Seelsorger sein, der in Gottes Wort so zu Hause ist und die Verstecke des Menschen hinter den Bäumen des Gartens der natürlichen und geistigen Welt und hinter den Ausflüchten seiner verschlungenen Rede so kennt, daß er versteht,

Gottes klares Wort wie ein zweischneidiges Schwert auf das Gewissen des Sünders zu zücken.

Aber das liebt die Jugend von heute nicht. Sie will sich einem „Gott“ ans Herz werfen, in dem sie als in ihrem Ursprung zur Ruhe kommen möchte, wie die ungestüme Welle des Sturzbaches im stillen, weiten, tiefen Meer. Das ist religiöse Stimmung, die Atmosphäre, wo nur die „Stimme Gottes“ vernommen wird. *Wir wollen das klare Wort Gottes bringen.* Da schreckt mancher zurück vor der Spitze des Schwertes, das auf seine Brust gesetzt ist. Da geht es ohne Blutvergießen und Sterben des alten Adam nicht ab. Gottes Wort kann Gottes Angesicht offenbaren, das Angesicht des dreimal Heiligen, der seine Gebote gegeben hat und danach die Menschen richtet, vor dem Erkenntnis und Bekenntnis der Schuld allein das Leben rettet. Da ist dann aber auch die Bahn frei für das Wort von der Versöhnung und vom Kreuz. „Stimme Gottes“ ohne Wort Gottes wirkt allgemeine Religiosität, aber nicht Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott, die der Sünder im Glauben ergreift: *„Stimme Gottes“ ohne das Wort ist „Religion“ ohne das Kreuz*, ohne die Botschaft von Sünde und Gnade, vom Fluch und von der Versöhnung durch das Blut Christi.

Je länger wir in der Arbeit stehen, um so ernster und einseitiger möchten wir all unser Wirken anlegen auf das einzige: daß wir *Gottes Wort an die Gewissen heranbringen*, daß junge Männer es merken, es wartet meiner ein Angesicht, vor dem ich mich einmal, im letzten Engpaß meines Lebens, nicht verstecken kann. Wenn sie den Ruf vernommen haben, dann wollen wir ihnen Gottes Wort bringen, das Wort von der Sünde und von dem Heiland der Sünder: Laß dich richten, gib dem Wort Gottes recht, dann sollst du stehen unter dem Kreuz. Und wenn du es da vernimmst, wie der für dich erwürgte Heiland dich ruft: „Wo bist du?“, dann wirst du darin die Stimme des guten Hirten erkennen und den Mut fassen, auf sein Wort hin zu antworten: „Jesus sieh her, ich komm!“

ALTE SCHULD

1. Mose 42

Heilsame Entdeckung

Der Herr will, daß wir vor unserer Sünde stillestehen. Vor dem mächtigen Fürsten in Ägypten stehen die Söhne Jakobs, um Speise zu kaufen in der Zeit der Teuerung. Josef hatte sie alsbald erkannt, und er stellte sich fremd gegen sie und redete hart mit ihnen. Als Kundschafter bezeichnete er sie und trieb sie durch seine immer erneute Beschuldigung in harte Angst hinein. Einer sollte gebunden zurückbleiben, bis sie ihren jüngsten Bruder gebracht hätten. Daran wollte er erkennen, ob sie die Wahrheit gesagt hätten.

Da sprachen die Männer untereinander: „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet, da wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehte, und wir wollten ihn nicht erhören! Darum kommt nun diese Trübsal über uns.“

Jahrelang hatte die Geschichte, an die sie sich hier erinnern, geruht. Aber jetzt in der Stunde, wo sie in Not und Angst festsaßen, da wachte sie wieder auf: Darum kommt nun diese Trübsal über uns.

Nun kommt es! Gott kann wohl über die Sünde der Menschen einmal lange schweigen. Er läßt die Menschen gehen auf ihrem Weg, ob es auch oft krumme Wege der Sünde sind, er gibt ihnen eine Gnadenfrist, ob sie sich zu ihm wenden möchten von ihrer Missetat.

Aber dann gehen die Menschen hin, als ob keine Schuld ihr Gewissen drückte. Sie nehmen die Nachsicht und Geduld Gottes als einen Beweis dafür, daß es keine Vergeltung geben werde für ihre Sünde.

Aber der Herr sprach: „Das tust du, und ich schweige. Da meinst du, ich werde sein gleichwie du. Aber ich will dich strafen und will dir's unter Augen stellen“ (Psalm 50, 21).

Hierzu gilt der Vers:

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein, wo mit Langmut er sich säumet, holt mit Streng er's wieder ein.

Wenn Gott anfängt einzuholen, dann holt er oft weit aus und greift er weit zurück, und solch ein Greifen Gottes ist auch die Not, die jetzt über uns liegt.

Darum kommt diese Trübsal über uns, sagen die Männer dort. Wenn wir doch auch die geheimen Zusammenhänge unseres Lebens verstehen wollten. Die Not hat in Gottes Hand mancherlei Aufgaben als Werkzeug zur Erziehung der Menschen. Aber dies ist gewiß: Die Not, das Leid, werden in Gottes Hand besonders oft gebraucht als ein Steckbrief, den er hinter einem Verlorenen hersendet, hinter einem, der ihm weglaufen will, und seine Sünde vergessen möchte.

Dann greift Gottes Hand hinter ihm her. Dann ruft Gott die Krankheit, den Krieg, den Kummer oder den Hunger, wie beim verlorenen Sohn. Komm, halt du ihn mir fest, damit er einmal stillsteht und der Sünde seines Lebens gedenkt. Und es einsieht: Darum kommt nun diese Trübsal über mich!

Oft kommt sie erst nach langer Zeit. Aber sie kommt. Wie manches Warum steigt in dieser Zeit zu Gott empor, wie manches Fragen. Womit habe ich das verschuldet? Womit das verdient? Und dann zählt ein Mensch wohl all das Leid auf und all die Mißerfolge und all die Fehlschläge seines Lebens.

Nun, es ist nicht so, als ob dein Leid eine Strafe Gottes sein müßte für irgendeine besondere vorhergehende Sünde.

Die Brüder Josefs werden hier auch wirklich ganz unschuldig gepackt von Josef. Sie waren keine Kundschafter. Sie führten nichts Böses im Schilde.

Aber doch kam in ihnen das Bewußtsein auf: Darum! Wegen unserer Schuld!

Gott packt einen wohl einmal da, wo man keine direkte oder überhaupt keine Schuld bei sich entdecken kann, damit die andere Schuld, die alte Sache, damit der ganze Schaden unseres Lebens offenbar wird. Wie schnell ist mancher damit bei der Hand, „er sei sich keines Unrechts bewußt“. Und ebenso schnell würde er verstummen, wenn er sein Leben zurückdächte: jetzt vielleicht ganz unschuldig, aber damals! Die alte Sache! Das ist der Punkt! Darum!

Es gibt oft eine zarte Rücksichtnahme unter solchen Genossen der Sünde, zwischen Mann und Weib, zwischen Geschäftsfreunden, zwischen Jugendkameraden: man rührt nicht mehr an die üble, dunkle Sache.

Nur in der stillen Nacht, wenn der Schlaf auf die Menschen fällt, dann rührt Gott daran, und dann stöhnt der Mensch. Und alles, alles ist ihm klar! Sünde und Schuld und Strafe und Gericht.

Aber vor den anderen schweigt man. Bis der Herr auch da einem den Mund aufbricht. Bis er mit seiner festen, harten Hand zugreift und einen dahin bringt, daß er es sagt: Das habe ich verschuldet.

Dann kann man nicht mehr darauf Rücksicht nehmen, ob der andere lieber aus der Sache herausgelassen würde: Das haben wir verschuldet! Es muß heraus!

Wunderbar! Diese Männer hier: all die Jahre hindurch so schweigsam über jenen Tag draußen in der Steppe — und jetzt! Jetzt sprechen sie darüber. Die Not hat sie gepackt, die Hand Gottes, die rächende, strafende Hand. Da kommt es heraus. Alle bekennen sich schuldig, man hört auf, sich zu schämen voreinander. Es hilft ja nichts! Man steht vor einer höheren Gewalt. Jetzt ist man festgelaufen: Gott redet mit ihnen. Und die Schuld strömt über die Lippen im Bekenntnis, unaufhaltsam, klar: Das haben wir verschuldet! Darum diese Trübsal!

Lange hat es gedauert. Noch vor einigen Minuten hat man es ganz anders ausgedrückt. Da hieß es: „Einer ist nicht mehr vorhanden.“ Als ob der eine verunglückt wäre oder gestorben. Man nimmt absichtlich einen unklaren Ausdruck. Der Mensch hält sich bis zuletzt hoch. Er stellt es so dar, als ob die Verhältnisse alles so mit sich gebracht hätten. Und es nimmt sich auch oft so aus, als ob damit alles erklärt wäre.

Da zieht Gott seine Schrauben noch etwas fester an. Da kommt es heraus. Endlich, endlich das Wort der Schuld! O, wie lange dauert es, bis dies Wort kommt: *Schuld!*

Das Schweigen bricht

Da sollst du die Größe deiner Schuld besehen. Wie ein Strom flutet das Bekenntnis aus dem endlich beredt gewordenen Mund der Männer. Und nachdem erst das Wort Schuld über ihre Lippen gekommen ist, suchen sie nichts mehr zu beschönigen: „Da wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehte, und wir wollten ihn nicht erhören!“

Ihre ganze Herzlosigkeit, ihre Grausamkeit, da sie taub waren gegen das ängstliche Flehen des Bruders, den sie überwältigten, ja ihre Bosheit, daß kein anderer Grund vorlag als der: *Wir wollten nicht hören.* Das alles kommt als ihr Bekenntnis heraus.

Der Mensch kann sein Gewissen betäuben, er schlägt es auf den Kopf; es soll nicht immer dazwischen reden, wenn man sich gerade einmal amüsieren will; schweigen soll es und vergessen.

Da wird es wohl still im Innern. Da verdrängt man sein Gewissen in eine Ecke der Seele. Und es schweigt wirklich – und wartet auf seine Stunde. Auf Gottes Stunde! Auf den Bußtag.

Aber dann, wenn Gottes Hand zugreift und die Trübsal ein Menschenherz ängstet und umtreibt und jagt, und es weiß keinen Rat mehr irgendwo zu finden, dann hebt das Gewissen sein Auge empor und fragt. Und dann redet es!

Merkwürdig, es ist Gottes Diener! „Unsere Missetat stellst du vor dich und unsere unerkannte Sünde in das Licht vor deinem Angesicht.“ Da kommt es alles, alles heraus. Längstvergesene Dinge, Sünde, die man sich vielleicht früher nie eingestanden, nie angerechnet hat. Ganz genau ist es in der Erinnerung des Gewissens festgehalten worden, die einzelnen Züge bis in die Kleinigkeiten hinein.

Es ist eine wunderbare Stelle, an der wir hier stehen. Man lese doch vorher die Geschichte, wie sie Josef verkauften (Kap. 37). Sie ist kurz und knapp. Von diesem Flehen des Josef, von der Angst seiner Seele keine Silbe. Davon ist erst jetzt die Rede, wo das Gewissen dieser Männer zu Wort kommt. Da sind sie, Zug um Zug: die bangen Augen, die flehenden Hände, die Ängste der Seele. Das alles war ihnen durch und durch gegangen. Sie hatten es sich nur nicht eingestehen wollen. Sie hatten nicht miteinander darüber geredet. Vielleicht hatten sie damals darüber gespottet. Aber es war ihnen doch ins Herz gedrungen, und jetzt kommt es heraus.

Alte Sündengeschichten, alte, alte Geschichten! Du sollst die Größe deiner Schuld besehen. Vielleicht hast du nie zusammengezählt, wie hoch die Summe deiner Schuld vor Gott ist. Jemand, der nahe vor dem Bankerott steht, sieht nicht gern in die Bücher, macht keinen Abschluß mehr, rechnet nicht mehr zusammen. Er hat Angst vor den Büchern, vor den Zahlen, den unerbittlichen! Ist es so auch bei dir? Wolltest du nicht hören auf die Stimme deines Gewissens?

Laß es reden! Es redet, ja, es malt Zug um Zug jener alten Geschichte, die dich so besonders quält. Siehst du noch die bangen Augen deiner Mutter, da sie dich anflehte, da ihre Seele Angst ausstand, daß du doch vom Sündenweg ablassen

solltest? Hörst du noch die traurigen Worte deines Vaters? Aber du wolltest sie nicht hören. Siehst du die Angst des Mannes, dem du im Geschäft den Hals zugezogen hast, daß er unterging, und du hättest ihm mit ein wenig Nachsicht helfen können, sein Geschäft hätte sich doch wohl noch erholt, und er hätte noch alles bezahlt? Weißt du noch, wie er dich flehte? Und du wolltest ihn nicht hören. Siehst du noch die Angst der Seele, die du damals verführt hast? Hörst du noch das Flehen der Stimme? Verführt zum Griff in die fremde Kasse, verführt auf Wege der Fleischeslust, vielleicht sogar verführt, Blut zu vergießen, Leben zu töten? Vielleicht noch ungeborenes Leben?

Oder der Trinker, hat er nie das Flehen seiner Frau gehört? Hat er nie die ängstlichen Augen seiner Kinder gesehen, die bange vor ihrem Vater flohen? Die gerungenen Hände, wie seine Frau so vor ihm stand: O, Mann, laß ab, gib es auf!

Aber du wolltest nicht hören! *Du wolltest nicht!* Trotz all des Bittens. Und dann kommt noch eine Stimme: Sagte ich dir nicht? Hörst du nicht: Siehst du nicht, wie sich diese Frage jetzt gegen dich schürzt und aufmacht? Wie willst du vor mir bestehen? Habe ich es dir damals nicht gesagt? *Du warst gewarnt*, nicht nur die flehende Stimme deines Bruders, den du so schmählich verkauft hast, nein auch die andern haben dich gewarnt.

Menschen haben dich gewarnt. Ruben kann mit Recht seinen Vorwurf machen: Sagte ich es euch nicht? An ihren Vater hatte er wohl erinnert, dem wollte er den Knaben wieder zuführen. Auf Gott hatte er sie gewiesen! Versündigt euch nicht an dem Knaben! Und sie wollten nicht hören. Und Juda hatte ja auch noch gesagt: Es ist unser Fleisch und Blut. Warnung über Warnung.

Warnung auch bei dir durch Gottes Geist, durch Menschenmund, durch Erinnerung an die Eltern, an Gott und seine Gebote.

Und in der Erinnerung an diese Warnung und bei dem Blick auf die Schuld verstummen dann alle Entschuldigungen. Sie hatten ihn ja nicht getötet, wie sie anfangs geplant hatten, sie haben ihn ja „nur“ verkauft. Darauf beruft euch doch, ihr Männer! Es ist ja gar nicht so schlimm! Wehrt euch doch gegen Ruben, der meint ja immer noch, ihr hättet ihn getötet.

Ach nein, solche Ausreden, solche Entschuldigungen können sie jetzt nicht mehr vorbringen. Ein wenig hatten sie den War-

nungen Gehör gegeben. Die schlimmste Sünde hatten sie nicht ausgeführt. Aber das kommt jetzt gar nicht in Betracht. Sie sind schuld an dem Blut ihres Bruders, der seither verschollen ist. Sie haben dem Warnen des Geistes Gottes nicht ganz nachgegeben. *So sind sie ganz schuldig.*

Und das wird auch ein jeder, der heute von Gott gerufen wird, erfahren. Er möchte manches anführen können, daß er doch nicht so ganz gewissenlos gewesen ist, er habe sich doch durch manche Warnungen zurückhalten lassen. Gottes Gnade, daß es so ist. Aber darum ist er nicht entschuldigt. Er hat nicht ganz gehorcht der Stimme des Geistes. Und ob er nicht das Blut seines Bruders hat strömen sehen: man kann auch morden, ohne Blut zu vergießen, man kann auch stehlen, ohne direkt in die Kasse zu greifen. Man kann auch Weib und Kind, Vater und Mutter ins Grab bringen, ohne sie geschlagen zu haben, ein Leben zertreten, ohne je Gewalt anzuwenden. Und ob die Sünde nach außen hin schön verkleidet worden ist und verhüllt: Gott mag das Schlimmste in Gnaden verhütet haben. Aber dessen darfst du dich nicht rühmen. Schuld! ruft dein Gewissen. Auf die Gesinnung kommt es an. Schuld! Tausendfache Schuld!

„Nun wird sein Blut von uns gefordert.“ Auch das noch! Das Blut wird gefordert. Das kann doch nur heißen: Auch unser Leben ist verwirkt. Diese Not, in der wir jetzt stecken, ist nur der Anfang: es wird uns jetzt irgendwo die Todesstrafe erreichen. Und das ist recht, das ist gerecht. So spricht die Stimme des Gewissens.

Gott ist gerecht, und seine Gerechtigkeit waltet über dem Menschen. Und ob man sich noch so oft mit dem Trost des sogenannten „lieben Gottes“ zu beruhigen sucht nach der Melodie: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen.“ *Den sogenannten „lieben Gott“, der alles gehen läßt, gibt es nicht.* Gott ist wohl barmherzig, er ist aber auch gerecht, und seine Gerechtigkeit fordert Strafe für jede Schuld.

Und wenn jetzt die Trübsal mir schon wie eine Strafe vorkommt für mein Leben: das ist nur erst der Anfang. Jetzt bin ich noch in der Zeit, da Gott wartet, da er Gnade übt, da er gibt, immer aufs neue, auch dem Sünder, Sonnenschein und Regen. Aber es kommt ein Tag, da Gott fordert, und dann hält es genau.

Scharf und hart behandelt Josef seine Brüder, ganz entsprechend der grausamen Art, wie sie ihren Bruder einst behandelt haben. Und ihr Gewissen deutet ihnen ihr Erlebnis

alsbald: Das ist der Lohn! Das ist das Echo unserer Taten. Und wie Simeon gebunden wird, da werden sie gleichsam in ihm alle gebunden. Sie wissen es, wir alle sind derselben Strafe schuldig. Und sie wissen, daß solches Gebundenwerden zum Tode führt. Gott ist gerecht. Das Blut wird gefordert.

Es kommt ein Tag, der Tag des Echos, da Gott Forderungen eintreibt, haarscharf, buchmäßig genau. Und wenn du jetzt einen dahinsterben siehst, gebunden wie dort den Simeon, in seiner Sünde hinein in die Verdammnis: das ist dein Bild, das ist dir zur Warnung geschehen. Denn wenn du nicht umkehrst, wird man auch dich binden an Händen und Füßen und werfen in die äußerste Finsternis. „Da wird sein Heulen und Zähneklappern!“

Und das wird das Heulen sein: alle, alle in der Hölle werden ganz genau wissen: Darum! Ihre Schuld, all ihre Schuld steht vor ihnen. Von einer unbestechlichen Hand mit feurigen Lettern geschrieben wie dort in Belsazars Saal. Und diesem Finger, der dort gegen uns schreibt, kann man nichts abhandeln. Darum kommt nun „diese Trübsal“, diese ewige Not der Verdammnis über sie. Wir haben es verschuldet. Darum! Gott ist gerecht.

Er findet einen jeden in seiner besonderen Sünde. Aus Rubens aufgeregtem, heftigem Wort: „Sagte ich es euch nicht?“ merkt man heraus, daß bei ihm eine alte Wunde aufgebrochen ist. Und so war es auch. Es war für ihn eine furchtbare Erinnerung, jener Tag. Es stand ihm klar vor der Seele: er hätte seinen Bruder retten können, und er hätte ihn retten müssen. Er war der Älteste, er hätte es durchsetzen müssen, und ob es ihn sein Leben kostete. War er doch auch an den Jammer seines alten Vaters erinnert worden.

Aber anstatt durchzugreifen mit starker Tat, hatte er sich, so wie Pilatus bei Jesu Verurteilung, auf Winkelzüge eingelassen. Er hatte die andern überredet: Werft Josef in die Grube. Daraus wollte er ihn dann hernach wieder herausziehen und seinem Vater wiederbringen. Und dann war er weggegangen. Und wie er wieder zur Grube kam, war der Knabe nicht da. Er war verkauft. Aber das sagten ihm die Brüder nicht. Er hielt ihn offenbar auch jetzt noch für tot und hatte damals nicht weiter nachgeforscht.

Aber konnte nun nicht gerade Ruben sich am besten entschuldigen? Ich bin doch weggegangen von der Sache. Ich habe nichts damit zu tun haben wollen. Ich habe doch dagegen

protestiert, ich habe ihn doch retten wollen. Ich habe getan, was ich konnte.

Ach nein, wir merken, daß gerade Ruben sich völlig schuldig weiß. Man kann sich nicht damit vor Gott entschuldigen: Ich habe protestiert, ich bin weggegangen, als es zu schlimm wurde. Ich habe es verhüten wollen. Was du einmal wolltest, davon ist vor Gott nicht die Rede, sondern davon, was du nun wirklich getan hast, und wiewohl Ruben nach unserer Meinung am wenigsten schuldig war, so wird ihm doch die Schuld ganz mit aufgeladen vor Gott. Er steht mit darunter, denn er hat nicht getan, was er konnte.

Wie war es doch gewesen, als er den Knaben nicht fand? Da zerriß er sein Kleid und schrie: Der Knabe ist nicht da, wo soll ich hin? Ein leidenschaftlicher Mensch, aufgeregt! Die andern werden ihn gekannt haben. Sie wissen: das gibt sich, der wird sich schon beruhigen. Wir sagen es ihm gar nicht, wie es zusammenhängt.

Wo soll ich hin? so rief Ruben, so rufen heute manche im ersten, überwältigenden Bewußtsein einer Schuld und ihrer traurigen Folgen und zerreißen ihr Kleid und — sind weit entfernt von wahrer Buße.

Ruben, zerreiß nicht dein Kleid, zerreiß dein Herz!! Schrei nicht, sondern schlag in dich! Frage nicht: Wo soll ich hin? Die Sache ist doch klar: Zu deinem Vater sollst du hin und ihm erzählen, daß es nicht stimmt mit dem blutigen Rock, und daß etwas nicht in Ordnung ist bei der Geschichte, offenbar machen, daß da finstere Mächte ihr Spiel getrieben haben. Aber das tat er nicht. Ja, es scheint, daß er die Sache gar nicht weiter untersucht, sondern auf sich hat beruhen lassen und hat das grausame Spiel bei dem Vater mitgespielt und ihm den blutigen Rock gebracht.

Darum ist Ruben jetzt in der großen Not. Sein Gewissen war damals schon aufgewacht, aber er hatte ihm nicht recht gegeben, und nun brach die Wunde wieder auf. Keine Entschuldigung fällt ihm ein, keine Ausrede hilft, sein Blut wird gefordert.

Und wenn unter uns einer ist, der die Absicht hat, mit irgendwelchen Entschuldigungen vor Gott durchzukommen, der mag sich bei Ruben befragen, ob das möglich ist. Wenn Gottes Hand einen gefaßt hat, dann hört alles Ausweichen auf. Dann merkt man es, er kennt meine besondere Schuld, ganz genau meinen Anteil an der Gesamtschuld. Er weiß, was

ich getan habe, und was ich hätte tun können und tun müssen. Er ist gerecht, und er fordert.

Auch meinen Anteil der Gesamtschuld kennt Gott. Rubens Anteil an der Gesamtschuld des Bruderkreises war vielleicht vor den Augen der Menschen der geringste, vor Gott nicht. Er war verantwortlich für seine Brüder als der Älteste. Und das fühlte er damals, und das fühlte er auch jetzt: das merkt man seinen Worten an. Und seine Verantwortung fühlt ein jeder, der sie hat für jüngere Geschwister, Freunde, Untergebene, daß er ein schlechtes Beispiel gewesen ist, auch wenn er noch so oft es sich auszureden sucht.

Dadurch war Rubens Schuld so groß; an seinem Herzen hatte Gott damals angeklopft, ihn hatte er benutzen wollen, die ganze Sünde zu vereiteln. Und er hatte sich auf eine zweideutige Weise aus der Sache herausgezogen und war nicht der Kanal des Segens Gottes geworden für die andern. Und das fühlte er, und das fühlen auch wir im gleichen Falle.

Das sind Dinge, über die uns Menschen nichts sagen, auch nichts vorwerfen können. Davon weiß nur Gott und der Mensch allein. Aber es wird an jenem Tag auch dies herauskommen, wie oft Gott einen Menschen gewarnt und gelockt hat, damit er andern zum Segen sein und zur Bewahrung dienen sollte, und er hat sich geweigert. Dann ist sein Teil an der Gesamtschuld größer als der der andern. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern!

Und wie hätte Ruben vor seinem Vater durch ein offenes Bekenntnis die ganze Sache klären können! Vater, wir haben dich betrogen! Die andern würden ihm wohl von da an vielleicht feindlich entgegengetreten sein. Aber er hätte sein Gewissen entlastet, und auch mancher von den andern wäre ihm vielleicht heimlich dankbar gewesen, daß er durchgebrochen war durch diesen Bann.

Laßt uns nie denken, eine Sünde wäre nur eine Sache zwischen uns und Gott allein. *Jede Sünde ist zugleich auch Sünden-saat auf anderer Leute Feld.* Wenn ich nicht Ernst mache mit dem Aufdecken meiner Schuld, so zerstöre ich nicht nur den Segen über meinem Leben, sondern so halte ich auch andere Seelen auf dem Wege zu ihrem ewigen Heil auf. Es gibt eine Gesamtschuld, und niemand kann sich losmachen von seinen Brüdern, von seiner Umgebung. Wenn wir nicht aufräumen mit unsern Sünden und durchbrechen mit Bekenntnis und aufrichtiger Änderung unseres Lebens in all den Punkten, in

denen wir vor Gott nicht bestehen können, so halten wir auch die anderen Seelen und auch Gottes Werk in unserm Volk auf. Und auch das wird er von uns fordern. Gott nimmt es genau.

Der Durchbruch der Gnade

Wir sollen nicht bei unserer Sünde stillestehen, sondern weiter: Wir müssen zu Jesus, unserm Heiland, gehen. Ist uns Josef in dieser Geschichte nicht ein freundliches Bild unseres Heilandes? Sie wußten nicht, daß er sie verstand, aber er hatte alles verstanden. Unser Heiland „versteht“ uns auch, und ob wir es nicht wissen und nicht darauf achten, er steht jedesmal dabei, wenn es in unserm Herzen aufbricht und die Gedanken sich untereinander entschuldigen und verklagen. So wie dort Josef durch manche seiner Bemerkungen die Verlegenheit seiner Brüder immer größer machte und durch sein Verhalten sie nach und nach immer mehr festsetzte, so ist auch unser Heiland bei uns am Werk. Er greift in die Kämpfe der Gedanken und des Gewissens ein durch sein Wort, bis endlich dein armes, kleines Herz überläuft über all der Not und dem Leid. Er ist es, der dich ruft, daß du stillestehen und deine Schuld besehen sollst. Aber er tut es deshalb, weil er Gedanken des Friedens mit dir hat und nicht des Leides.

Mit tiefer Bewegung sah Josef seine Brüder und hörte ihre Selbstanklage. „O, es fängt an zu tauen, das Eis ihrer harten Herzen“, so jubelt es in ihm. Und in dieser kurzen Stunde kam über ihn das Licht, daß er die ganze lange Zeit seiner Not und die traurige Geschichte seiner Brüder verstehen lernt: Deshalb war er vor ihnen heraufgeschickt, damit er seines Vaters und seiner Brüder Leben rettete, deren Leben, die ihn so schmäzlich behandelt hatten. Wie ihm dies alles durchs Herz zieht, wieviel Schmerzen seine Brüder durch ihre Sünde sich und andern gemacht hatten, und wie er daran denkt, wie sie ihn mißhandelt haben und seines Gottes wunderbare Hand in dem allen erkennt, da bricht es in ihm auf: er wendet sich ab und weint.

Auch bei ihm war noch nichts vergessen. Er hatte es auch empfunden, was ihm damals angetan worden war von diesen harten Männern, die dort vor ihm standen. Aber kein Gedanke des Hasses und der Rachsucht kam in ihm auf. Sie hatten sich nichts aus seinem Flehen und Weinen gemacht. Aber ihm ka-

men die Tränen über ihre Not. Liebe, Gnade, Vergebung, das ist es, was sein Herz bewegt.

Wunderbares Bild unseres Meisters! Er hat es auch nicht vergessen, was die Menschen ihm angetan haben. Was er damals durchgemacht hat auf der harten, steilen Straße nach Golgatha, jeden Schritt hat er tief schmerzlich empfunden, jede Station der Leidensgeschichte war für ihn eine Qual, für sein an die Liebe des Vaters gewöhntes Herz.

Aber so wie Josef alsbald Gottes Weg versteht, auch all die schwere Zeit, die er jetzt ferne von dem geliebten Vater hat durchleben müssen, und auf seines Gottes Absicht eingeht, er soll den andern zum Retter werden; so und noch viel herrlicher ist es bei unserm Heiland. Er ist durch all das Schwere hindurchgegangen, durch unsere Schuld, aber mit freiem Willen, auf daß er vor uns heraufgeschickt würde zu retten viel Volks, damit er durch sein Kreuz und sein Blut unser Heiland, unser Sündenträger würde.

Wie gern will er der Heiland sein für uns alle. Und nun steht er heute vor unserer Seele, der Heiland, wie er traurig ist, ja, wie er weint. Wie er weint über dich, denn er kennt deine Geschichte. Er ist's, der nach dir greift. Wenn die Not der Zeit dich noch nicht zu ihm zurückbringen kann – lausche hinein in die Stille: Es klopft, die Not klopft an, und der Tag der Buße pocht an deiner Tür. Stärker als alle Not, als alles Rufen klingt zugleich die Stimme Jesu, die Stimme unter Tränen: O Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen! Aber ihr habt nicht gewollt.

Ihr wolltet nicht hören! Ist das auch heute noch deine Antwort: Ich will nicht hören!/? Sieh diesen Jesus an, sieh seine Tränen, die ihm kommen im Blick auf das ewige Unheil, das du über dein Haupt ziehst, sieh, er macht es geradeso wie dort Josef. Hart greift er den Simeon an, damit sie doch in sich gingen. So greift er nach dir. Freundlich geht er mit ihnen um. Er gibt ihnen allen ihr Geld zurück. Und wie ist Jesus immer so freundlich, so gnädig zu dir. Warum? Die geängsteten Leute sollen aufmerken. Es geht etwas vor. Gnade hat ihre Hand um dein Leben gelegt, wunderbare Gnade. Du sollst es merken. *Gnade, die dich tief beugen will*, bis du auf ihn, deinen Heiland, schaust, und all deine Sünde dir dann erst recht sündig wird: das alles habe ich an ihm, meinem Bruder verschuldet. Meine Sünde und seine Wunden, die hängen eng zusammen. Ich bin schuldig, schuldig.

Und Gnade, die dich hoch erheben will. Er will dir deine Sünde vergeben. Aus Gnaden!

O komm, er ruft. Du sollst stillestehen und deine große Schuld besehen. O komm, du sollst zu deinem Heiland gehen!

DES ANDEREN MORGENS ABER

4. Mose 17, 6

Des anderen Morgens aber murrte die ganze Gemeinde der Kinder Israels wider Mose und Aaron.

Es war am Morgen nach dem Untergang der Rotte Korahs. In dem furchtbaren Strafgericht hatte der Herr seine Heiligkeit vor allem Volk erwiesen: Die Verächter seiner Gebote wurden dahingerafft. Tief war die ganze Gemeinde erschüttert. Hier hatte Gott gesprochen. Die Hand des Allmächtigen war deutlich zu erkennen. Eine heilige Scheu und Gehaltenheit lag in dieser Nacht über dem Lager Israels.

„Des anderen Morgens aber murrte die ganze Gemeinde wider Mose und Aaron.“ Sollte man es für möglich halten? Unglaublich! Gestern noch dies furchtbare Strafgericht über das Murren in der Gemeinde und heute morgen wieder dieselbe Sünde. Man sollte meinen, das Volk hätte aus der Lektion des gestrigen Tages etwas gelernt. Aber ist das nicht ein getreues Abbild unseres eigenen Herzens? War es uns nicht zuweilen so, als ob der Blitz dicht neben uns eingeschlagen hätte; ein Unfall, eine stürmische Krankheit hat einen aus unserer nächsten Umgebung hinweggerafft, und wir standen vor dem gewaltigen Ernst der Ewigkeit. Und ob es auch nicht Strafgerichte Gottes gewesen sein mögen, uns ergreift bei solchem Erleben mit Macht die Frage: Wie, wenn du nun abgerufen worden, wenn du in deinen Sünden gestorben wärest? — Wie mancher hat da heiße Gelübde emporgesandt, daß er nun auch Ernst machen wolle mit seiner Bekehrung. Wie manches Gotteskind fühlte die Heiligkeit der Gegenwart Gottes: Ganz anders, so ganz anders müßte doch mein Leben sein; ganz anders soll es von heute an werden!

Des anderen Morgens aber fanden wir uns in derselben Schuld. Des anderen Morgens geht der Sünder wieder hin in derselben Gleichgültigkeit und Weltliebe, als ob er gestern nichts geschaut hätte von Gericht und Ewigkeit. Wie hart ist doch das menschliche Herz! Wie schnell werden Eindrücke, die

so tief zu gehen scheinen, wieder verwischt und beiseite geschoben. Hat man sich vom ersten Schrecken erholt, so bleibt alles beim alten. „Du schlägst sie, aber sie fühlen's nicht“ (Jeremia 5, 3). Gott hatte angeklopft, und es schien, als ob endlich der ungebrochene Sinn sich beugen wollte. Des anderen Morgens aber — blieb alles beim alten.

Unglaublich! Gestern abend noch habe ich Gottes Gnade so besonders in Anspruch genommen. Ich konnte mich nicht niederlegen, ehe ich mich nicht inniger als je in sein Erbarmen gebettet hatte. „Des anderen Morgens aber“ —: ein selbstsicheres, sündiges Einherfahren, als hätte ich nie solche Gnadenstunde erlebt. Gestern abend noch hat mich Gott in meinem Sorgen beschämt, und ich mußte bekennen: Der Herr hat alles wohlgemacht, nie wieder will ich mich zersorgen und ihm Unehre machen mit meiner ungläubigen, unruhigen Art. Des anderen Morgens aber, vor Tage rauschen schon die dunklen Wogen der Sorge wider mich heran und mein Herz flattert ängstlich umher: Was sollen wir essen, womit sollen wir uns kleiden, wie komme ich durch? Wie schnell vergessen wir doch, was wir nie vergessen sollten: Gottes Ernst und Gottes Güte. Eben noch hat Gott David wunderbar geholfen, da spricht er in seinem Herzen: Ich werde doch noch Saul in die Hände fallen. Eben noch hatte Elia, diese gottgeweihte Erscheinung, ein ganzes Volk auf dem Karmel aus der Bahn geworfen, des anderen Morgens aber flieht der Prophet vor der Drohung einer Frau. — Eben hatte der Herr seinen wunderbaren Reichtum offenbart, da muß er die ums Brot sorgenden Jünger fragen: Gedenket ihr nicht, damals, wieviel Körbe ihr da aufhobt?

Ist es nicht hoffnungslos mit uns? Ja, hoffnungslos, wenn wir auf uns blicken. Wir sehnen uns aus unserer Sünde, des anderen Morgens aber werden wir wieder zuschanden. Es ist hoffnungslos. Aber mitten in diesem Volk, das so sündigte, stand das Zelt der Gegenwart des Herrn. Und der Herr sandte unter die Sünder, über die seine Plage hereinbrach, seine Versöhnung. Seine Versöhnung! Das ist unsere Hoffnung, daß Jesus, der Heiland, alle meine Sünde, auch die sündliche Art, mit der ich mein Leben lang zu streiten habe, auf sich genommen hat und hat eine Versöhnung vollbracht, die auch den tiefsten Schaden wieder gutmacht, und daß man zu diesem Heiland kommen darf mit all seiner Schuld, „daß er will vergeben auch sooft es sei“. Liebe Brüder, *die Geduld unseres Herrn achtet für eure Seligkeit.*

DAS KLAG ICH AN!

Aus dem wehmütig-traurigen Volkslied Heinrich Heines vom Schiffer und der Lorelei klingt es wie lauter Enttäuschung: Er war nicht schuld an Irrfahrt, Leidenschaft und Untergangsgefahr, es war die wundersame, gewaltige Melodie der Versuchung, die ihn umnebelt hat. Es kam über ihn mit wilder Gewalt. All die Fischnaturen, die so eisig korrekt durchs Leben gehen, mögen ihre ehrsamten Finger aufheben und mir meine Schuld vorrechnen. Die haben wohl noch nie ein so verführerisches Antlitz gesehen, solch goldenes Haar, solch blitzendes Geschmeide. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, in jener wunderbaren, vorher so friedvollen Stunde im Abendschein. Da hat es mich gepackt, ergriffen mit wildem Weh: „Ich schaut' nicht die Felsenriffe, ich schaut' nur hinauf in die Höh.“ Nein, er konnte nichts dafür, so singt das zauberisch süße Lied mit der sich einschmeichelnden Weise: Nicht er war schuld, „das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan“. — Sie klag ich an.

Die Stimme des Volksliedes, unseres Volkes — Adams uralteste Stimme. Das ist unser aller Art seit jener schicksalsschweren Stunde zu Eden im Paradies, wo unser Trauern anging.

„Das Weib, das du mir zugesellet hast“ — „die Schlange betrog mich“. Sie klag ich an. Wie hat doch der Mensch immer irgendeine Entschuldigung bereit! Wieviel Kraft unseres Denkens verwenden wir darauf, uns vor uns selbst reinzuwaschen und Zusammenhänge zu suchen oder zu konstruieren, durch die es uns möglich wird, die Dinge, die Verhältnisse, vor allem andere Menschen mit unserer Schuld zu belasten. Und wie kalt gibt da ein Genosse der Sünde, der sich so eng zusammenfand mit den anderen im Sündigen, wie kalt gibt einer den anderen preis. Nicht einmal „mein Weib“, sagt Adam: das Weib! Der andere, die andere, das andere ist schuld! In tausendfachen Variationen wird dieses Thema, das der erste Mensch beim ersten Verhör über seine erste Sünde angeschlagen hat, nun von den Adamsöhnen durchgeführt. Jawohl: ich aß. Aber meine Schuld ist die geringste; die anderen — die klag ich an.

Und Gott klag ich an. „Das Weib, das du mir zugesellet hast.“ Gott ist schuld. Warum hat er mich in diese Lage gebracht durch das Weib? Wenn die anderen Entschuldigungen nicht mehr ziehen wollen, dann wird die Schuld auf Gott ge-

laden. Kennt ihr die Stimme, ihr jungen Männer: Warum hat er mich mit einem solchen Leib geschaffen, in dem die Triebe, die Leidenschaften wie wilde Stürme toben? Und dann kommen die vielen Worte über unsere Stammesart: „Das liegt uns Rheinländern so im Blut“; „Das treibt uns Schwaben so mächtig um“; „So sind wir Bayern.“ Oder die Vererbung muß herhalten, und die Schwächen unserer Familie. Und schließlich ist es doch immer wieder Gott, der an allem schuld ist. Den klag ich an.

Oder man wechselt die Front und wechselt doch eigentlich nur die Worte: Der Satan ist schuld, den klag ich an. Die Schlange betrog mich. Der stolze Mensch, der sonst hoch von sich denkt und auf seinen starken Willen pocht, läßt es sich lieber gefallen, sich als Spielball in der Hand böser Einflüsse und dämonischer Kräfte zu betrachten, als daß er sich selber die Schuld gibt. Es war alles wie verhext, wie verzaubert. Und vor dem finsternen Hintergrund übernatürlicher dunkler Gewalten sucht der Sünder sich noch ein ganz wohliges Ruhe-kissen zurechtzulegen: Dafür kann niemand etwas. Das geht über Menschenkraft. Wir sind eben schwache Geschöpfe. Da liegt es! Das klag ich an!

Das war des Menschen Antwort in der ersten Geschichte Gottes mit den Menschen (1. Mose 3). Und in der letzten Geschichte des Alten Bundes (Maleachi 3), auf dem letzten Blatt der alttestamentlichen Bibel ist es noch immer dasselbe, dasselbe wie bis auf den heutigen Tag. Der klaren und ganz eindeutigen Forderung Gottes: „So bekehret euch nun“, sucht sich der Mensch zu entwinden mit der Frage: „Worin sollen wir uns bekehren?“ Der Mensch will Recht behalten gegen Gott. Er tut, als ob keine Klarheit zu bekommen wäre über die Sache seiner Sünde. Und wie Gott die unwahre Frage zerreißt: „Warum täuscht ihr mich?“, so ist die Gegenfrage alsbald bereit: „Womit täuschen wir dich?“ Wir sind uns keiner Sache bewußt. Semper idem! Der Mensch immer derselbe. Erstaunlich zähe ist der Menscheng Geist in der Erfindung und im Festhalten von Entschuldigungen. Und tausend Dinge hat er zur Hand – die klag ich an.

Bis eines Tages der Adler des Gerichts über Achans Haupt schwebt (Josua 7) und immer enger, immer enger seine Kreise zieht. Und dann stößt er herab: da ward getroffen Achan, der Sohn des . . ., des Sohnes des . . ., des Sohnes des . . . Es stimmt! Er ist gemeint, er, und kein anderer. Gott kennt ihn ganz genau in seiner Schuld. Da gehen ihm alle Entschuldigung-

gen aus. Auf die Frage des Josua sprudelt es heraus: „Wahrlich, ich habe mich versündigt an dem Herrn, dem Gott Israels. Also und also habe ich getan.“ Ja, da klingt es anders in dieser ergreifenden Buße des Sünders, der sich beugt vor Gott, als in dem sentimental Volkslied, ganz anders als das bittere Wort: „Ich soll da bitten um Pardon, und ich bekomme gewiß doch meinen Lohn.“ Nein, an den Lohn denkt Achan nicht, die Strafe ist ihm nicht das schlimmste, sondern der Bann! Aus dem Bann will er heraus, vom Zorn Gottes errettet werden. Darum muß die Sünde ans Licht. Das Bekenntnis flutet über seine Lippen: Ich habe es getan. Niemand sonst in Israel ist schuld an unserem Unglück und unserer Niederlage vor den Feinden: mich klag ich an!

Bis – ja bis eines Tages der Prophet Nathan vor dem König David steht (2. Samuel 12), der so bereit war, den Übeltäter des Todes schuldig zu erklären, der über „den anderen“ ergrimmt war mit großem Zorn. Der Prophet weist mit spitzem Finger auf des Königs Brust: „Du bist der Mann.“ Nun weiche aus, wenn du kannst, David. Wen klagst du an?

Da kam ein gewaltiges Neues in das Leben des König Davids. Sein schwerer Fall hat ihm die Augen geöffnet, und er tat einen tiefen Blick in die Verderbtheit seines Lebens. Da hörten alle Selbstentschuldigungen auf. „Ich erkenne meine Missetat“. Nun wurde ihm die Tragweite seiner Verfehlung bewußt. Er hatte sich nicht nur versündigt an der Genossin seiner Sünde und an dem Mann, den er betrogen und ermordet hatte, an seinem eigenen Weib und seinem Leib, an seinem Volk und seinen Kindern, an den Feinden des Herrn, die er lästern gemacht hatte – o wie entsetzlich wuchsen die Auswirkungen seiner Schuld vor seinen Augen. Aber das alles trat zurück vor dem einen, das ihm all seine Kraft zerschlug. Er hatte es jetzt nur mit Gott zu tun. Schon all die Monate war Gottes Hand schwer auf ihm gewesen, Tag und Nacht. „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen“ (Psalm 32). Nun mußte es heraus: „An dir allein habe ich gesündigt“ (Psalm 51).

Nichts und niemand mehr klagt er an, am wenigsten seinen Gott. Wenn er an die Treue dachte, die dieser ihm erwiesen hatte und dachte an all die Warnungen, auch in der Stunde der Versuchung, dann mußte er bekennen: „Du, Herr, wirst recht behalten mit deinen Worten und rein bleiben, wenn du gerichtet wirst.“ Ich habe gesündigt. Ja, mehr noch. Nicht nur das ist meine Schuld, daß ich tat, was ich tat, sondern daß ich

so bin wie ich bin. „Ich bin in sündlichem Wesen geboren“, verderbt durch und durch. Da war er ganz in der Tiefe angekommen. Da schrie sein zerschlagenes Herz empor. „Wasche mich, daß ich schneeweiß werde“. Nicht dich, Herr, und niemand sonst — mich klag ich an!

Welch ein Riesenumschwung im Leben eines jungen Mannes, wenn er in dieses Licht Gottes hineintritt und es endlich aufgibt, künstliche Nebel zu breiten über seine Schuld, wenn er vor dem Ernst des Wortes Gottes, unter der Überführung des Geistes Gottes — wenn er unter dem Kreuz des Heilandes, des einen Reinen, an dessen Leid wirklich nur die anderen schuld waren, und der alles, alles für die anderen trug, seine Hände faltet und vor seinem Lager auf die Knie sinkt: Ich bin's, ich sollte büßen. O Herr, vergib mir meine Ausflüchte, nichts und niemand war schuld an meinem Fall, an meiner Sünde — mich klag ich an! Wie anders werden dann unsere Lieder, wenn sie nach dieser Melodie gehen: „Mein Sünd sind schwer und übergroß und reuen mich von Herzen.“ Wie anders wird dann die Stellung eines solchen Mannes mit einem vor Gott gebeugten Herzen, dem die Augen aufgegangen sind über sich selbst, wie anders seine Stellung zu sich selbst, die Stellung zu „den anderen“, die Stellung zur Sünde und zum Satan, die Stellung zu Gott, wenn er in jedem Fall, in jedem einzelnen Fall, wo sich in seiner Seele ein Gespräch erhebt über eine fragliche Sache, zunächst spricht: Mich klag ich an!

Die sich selbst entschuldigen, die werden mit ihrer Schuld beladen bleiben, die sich selbst schuldig geben, denen wird die große, große Schuld erlassen.

„Was wäre die Erde für ein Totenland, was wäre das Leben für eine Jammerlast, was wäre das Kreuz von Golgatha für ein unheimlicher Prophet eines kommenden furchtbaren Gerichts, wenn nicht hell über diesem Kreuz wie ein milder Stern das Wort leuchtete: ‚Für uns!‘“

DER NAME SEINER SÜNDE

Matthäus 26, 70

Er leugnete aber vor ihnen allen und sprach: Ich weiß nicht, was du sagst.

War das eine Verleugnung? Petrus hat sich doch mit keinem Wort dabei gegen Jesus erklärt. Er verweigert nur einem ungerufenen Frager die klare Antwort, steht auf, geht fort und wirft das freilich etwas verlegene Wort hin: Ich weiß nicht, was du sagst.

Die Schrift nennt es Verleugnung! *Es steht nicht bei uns, was für einen Namen wir unseren Sünden geben wollen.* Wir mögen uns hinter Zweideutigkeiten verstecken und Ausflüchte gebrauchen und mögen uns dann vertrösten, wir hätten den Herrn nicht verleugnet, oder wir hätten nicht gelogen, oder das wäre kein Betrug gewesen, was wir begangen haben. Gottes Geist zieht die Larve ab, nennt alles mit dem rechten Namen und stellt in seiner Schande dar, was wir mit schönen Worten zu verdecken versuchten.

Gottes Geist gibt den Sünden andere Namen als wir und läßt sich auf unser Rechnen und Entschuldigen nicht ein. Petrus mag sich beruhigt haben: es war nur eine Notlüge, hat keinem geschadet und mir das Leben gerettet; es ist nicht so schlimm. Wir alle kennen dies Akkordieren unserer Seele mit der Stimme des Klägers in unserem Gewissen. Gottes Wort sagt: Er verleugnete und drückt damit dieser Tat das Brandmal auf die Stirn. Gottes Wort spricht eine klare, unmißverständliche Sprache, und was geschrieben steht, das steht geschrieben, wie in der Schrift, so auch in Gottes Büchern.

In meiner bergischen Heimat lag eine gläubige Mutter im Sterben. Sie war eine Heilige gewesen in ihrem Haus, ein scheinendes Licht in ihrer Stadt. Während des Todeskampfes lauschte der Gatte und die Kinder auf ein letztes Wort. Nach langem Schweigen, währenddessen sie still dalag, sagte sie nur noch einen Satz: Gott nimmt es genau.

Nicht was wir oder Menschen sagen und denken ist das Wichtigste, sondern Gottes Maßstab gilt. Es steht nicht bei uns, welche Namen wir unsern Sünden geben, auch nicht an jenem Tage.

ARGE GEDANKEN

1. Samuel 27, 1

David aber gedachte in seinem Herzen: Ich werde der Tage einen Saul in die Hände fallen.

Es war in der Zeit, da David von Saul jahrelang in den Bergen des jüdischen Landes verfolgt wurde. Täglich ging es um sein Leben. Nicht einen Augenblick und nirgendwo war er sicher. Sein Leben war voller Unruhe.

Gerade aus diesen Zeiten lesen wir einige der wundervollsten Geschichten aus Davids Leben. Da, im täglichen Kleinkampf und auch in Stunden größter Entscheidung hat er sich bewährt als ein Mann nach dem Herzen Gottes, ein Mann des Glaubens, ein Mann auch, in dem die edelsten Früchte des Geistes zutage traten. Welch eine Gesinnung spricht doch aus der Art, wie er Saul zu wiederholten Malen verschonte, obwohl er wußte, daß es im umgekehrten Falle um sein Leben geschehen gewesen wäre. Und gerade bei diesen Geschichten legt Gottes Wort die Zusammenhänge seiner Gedankenwelt klar zutage: Weil jener der Gesalbte Gottes war, darum legte David seine Hand nicht an Saul. Die Furcht Gottes hielt sein Herz in Zucht, band ihm die Hände, drückte ihm das Schwert zu Boden. Nicht durch eine Gewalttat wollte er sein Leben retten, sondern er hatte sich ganz in Gottes Hand gelegt. „Meine Seele werde groß geachtet vor den Augen des Herrn, und er errette mich von aller Trübsal“ (Kap. 26, 24). Auf den Herrn war sein Blick gerichtet. Daraus zog David die Kraft, durchzuhalten im Glauben und solchem Glauben entsprechend auch seinen Wandel zu führen.

„David aber ging seine Straße.“ So sehen wir ihn aus dieser Probe hervorgehen, untadelig, ein Kriegsheld und Edelmann, ein Mann des Glaubens. Bewundernd muß jeder junge Mann ihm nachschauen. Wohin auch immer ihn „seine Straße“ führen wird, er wird sich bewähren und seinem Gott Ehre machen.

Wie erschreckt und betrübt es uns da, wenn wir das Folgende lesen: „David aber gedachte in seinem Herzen: Ich werde der Tage einen Saul in die Hände fallen; es ist mir nichts besser, denn ich entrinne in der Philister Land, daß Saul von mir ablasse, mich fürder zu suchen im ganzen Gebiet Israels; so werde ich seinen Händen entinnen.“ In diesem Vers weht eine

ganz andere Luft als die Luft des Glaubens, des königlichen, siegreichen, heldenhaften Trauens auf seinen Gott, das wir kurz vorher bei ihm wahrnehmen. Der Unglaube hat Davids Herz beschlichen. Wie ist das gekommen? Wie kommt es zu solchem Unglauben auch im Leben der Kinder Gottes?

„David gedachte in seinem Herzen: Ich werde der Tage einen doch noch Saul in die Hände fallen.“ Nach der Hochspannung einer besonderen Tat kam die Stunde des stillen Nachdenkens, die Stunde auch wohl einer Reaktion in Nerven und Gemüt, und auch über diesen starken Mann brachen die Wellen der Sorge herein: Bisher hat es noch immer wieder durch Gottes Gnade gutgegangen. Aber wie wird es in Zukunft auslaufen? Es ist kein Ende abzusehen dieses mühevollen Ringens um das nackte Leben. Tag wird sich an Tag reihen, Woche an Woche, Jahr an Jahr. Ich habe mich bisher noch mit Gottes Hilfe halten können, aber die Übermacht ist auf der Seite des Gegners. Da wurde sein Herz verzagt: „Ich werde der Tage einen doch noch Saul in die Hände fallen.“

David gedachte. Hat er denn nicht an Gottes wunderbare Durchhilfe gedacht, die er in überwältigender Weise erfahren hatte? Hatte er nicht selbst soeben noch gesagt: „Durch Gottes Gnade“, „Mit Gottes Hilfe“? Ach, wie schnell vergißt das Menschenherz die erfahrenen Freundlichkeiten des Herrn! „Denkt an die Wunder, die er tat, und was sein Mund versprochen hat“, so ruft der Psalm uns zu und will uns dadurch helfen zum rechten Glaubensschluß von der Vergangenheit und ihrer reichen, hellen Geschichte der Güte Gottes hinüber in die dunkle Zukunft mit all ihren Sorgen und Gefahren. Wir aber tun, als hätten wir noch nie erfahren, wie Gott durch die Tiefen des Meeres führen kann, wie er durch die Vögel der Luft, durch Witwen, die selbst nichts haben, ja durch seine Engel vom Himmel her seine Streiter zu erquicken weiß. Wie oft müßte wohl der Heiland zu uns sagen: Gedenket ihr nicht, damals und damals bei den Speisungen, wieviel Körbe ihr da aufhobt? In früheren besseren Tagen hatte David selbst den kühnen Schluß des Glaubens gezogen und freimütig vor anderen bekannt: „Der Herr, der mich von dem Löwen und Bären errettet hat, der wird mich auch erretten von diesem Philister“ (Kap. 17, 37). Und jetzt —? Er gedachte in seinem Herzen; er überschlug alles hin und her. Der Wunder Gottes gedachte er nicht.

Und dachte nicht an Gottes Verheißungen. Hatte der Herr ihm nicht verheißen, ihn zum Könige zu machen über sein

Volk? Sollte den Herrn sein Bund gereuen, den er mit seinem jungen Streiter geschlossen hatte, oder sollte der Herr sich etwas vorgenommen haben, das er nun nicht hinausführen konnte? Ist sein Arm zu kurz, daß er nicht helfen kann, oder hat er meiner vergessen?

David gedachte. Und je mehr er sich in seine Gedanken hineinvergrub, um so mehr umflort wurde sein Blick. Finstere Mächte der Angst und Verzagtheit legten ihre Hand auf das Herz des sonst so fröhlichen Gotteskinds und gewannen Macht über sein Denken und Überlegen. Was konnte aus solchem Grübeln anders hervordringen als Entschlüsse und Taten, die den Glauben verleugneten?!

Das konnte nicht anders sein, denn über seinem Sorgen hatte David den Blick auf seinen Gott verloren. Er gedachte in seinem Herzen. Sonst hatte er sich Rat geholt bei seinem Herrn, nicht einmal, nein mehrmals (Kap. 23, 2. 4), ehe er einen Plan ausführte. Seinem eigenen Urteil hätte er nicht getraut, noch weniger dem Rat seiner Begleiter. „David stärkte sich in dem Herrn, seinem Gott“ (Kap. 30, 6) gerade dann, wenn es ringsumher drüber und drunter ging, und er hatte es tausendfach erfahren, was unzählige Gotteskinder bekennen müssen: „Welche auf ihn sehen, die werden erquickt und ihr Angesicht wird nicht zu Schanden“ (Psalm 34, 6). Wenn aber unser Blick vom Herrn abirrt und sich in die Welt ringsum verliert, oder wenn wir in unserem Herzen allein Rat und Weisung suchen, dann geht es mit uns bergab.

„David gedachte in seinem Herzen.“ Aber aus dem Herzen kommen arge Gedanken. David konnte wohl sagen, daß die Umstände und Verhältnisse ihm diesen Entschluß nahegelegt hätten, aber dieselben Verhältnisse und noch viel schwerere haben zu anderer Zeit in seinem Herzen den wunderbaren Glauben aufleuchten lassen, den wir so oft bei ihm bewundern, dann nämlich, wenn er nicht mit seinem Herzen zu Rate ging, sondern seinen Gott mit hineinrechnete in seine Not. Da hat Gottes Allmacht und das Wort seiner Verheißung all die dunklen und verzagten Stimmen des Herzens zum Schweigen gebracht, und die argen Gedanken des natürlichen Überlegens wurden überstrahlt von dem hellen Licht der göttlichen Zuversicht: „Mit dir kann ich Kriegsvolk zerschlagen und mit meinem Gott über die Mauer springen“ (Psalm 18, 30).

Aber jetzt war alles dunkel in Davids Herz. Er fing an zu rechnen, aber zu rechnen nicht mit den Zahlen des Glaubens, sondern nach der Art des natürlichen Menschen, und

dann war er verloren, dann ging alles nach der Melodie, die uns unser Herz immer wieder singt: Doch noch! Eines Tages doch noch, trotz aller Hilfe Gottes, trotz aller Verheißungen, trotz alles Glaubens und alles Hoffens, doch noch! – So spricht der natürliche Mensch. Es kann nicht gutgehen; es muß doch noch mein Fuß erlahmen und mein Leben versinken im Sumpf und in den tausendfachen Schlingen der Not. Dann war David verloren; so verloren wie Petrus, als er statt auf den Heiland – auf die Wellen sah, die ihn bedrohten. Ein Mann in Davids Lage war auf jeden Fall verloren, wenn es nur mit natürlichen Dingen zugeht. Bisher war er nur dadurch am Leben geblieben, daß er in der Welt des Glaubens lebte, daß er einen übernatürlichen Faktor mit einstellte in seine Rechnung: den Herrn, seinen Gott, den Allmächtigen und Treuen. Ging er aus dieser Welt heraus, und setzte er sich nieder, um mit seinem Herzen Rat zu halten nach menschlicher Weise, dann mußte ihm die Sonne untergehen und alle Hoffungssterne mußten verbleiben: ich bin verloren. Der Tage einen werde ich doch noch Saul in die Hände fallen. –

Wie arm sind doch Gottes Kinder, wenn sie „aus ihrer eigenen Festung entfallen“ und den Boden des Glaubens verlassen. Die Welt mag glauben, daß sie dann gerade in der Luft hängen, wenn sie nicht mit den natürlichen Dingen und Tatsachen rechnen. Gottes Kinder, die ihrem Herrn vertrauen, hängen nicht in der Luft, sondern stehen im Glauben, stehen auf Felsengrund. Dann aber ist ihnen gerade aller Boden unter den Füßen entzogen, dann zergeht jeder Lebensmut und zerfällt ihre Kraft, wenn sie statt auf den Herrn zu schauen nach menschlicher Weise „gedenken in ihrem Herzen“. „Es ist das Herz ein trotzig und verzagt Ding; wer kann es ergründen?“ (Jeremia 17, 9). Es läßt uns pendeln durch alle Höhen und Tiefen hindurch. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, haltlos geht dann ein Gotteskind umher, weil es gebetslos geworden ist und ohne den Blick auf den Herrn seinen Weg wählt. Das ist ein Weg vieler Tränen, ein Weg des Dunkels, ein Weg des Herzeleidens. Laßt uns nicht gedenken in unserem Herzen, das uns schlecht berät, weil es fleischlich ist, sondern „das sei alle meine Tage meine Sorge, meine Frage, ob der Herr in mir regiert; ob ich in der Gnade stehe, ob ich nach dem Ziele gehe, ob ich folge, wie er führt“.

Wie kams? Getrost ging David seinen Weg trotz aller Unruhe, solange er Tag für Tag aus seines Gottes Gnade lebte. Aber als er glaubenslos in seinem Herzen sein Leben über-

dachte, da drängten sich die Sorgen der Zukunft hervor. Er sah die lange Kette noch folgender Leiden auf sich einstürmen, ihm wurde heißer und heißer, das Herz klopfte ihm ängstlich. Es war, wie wenn dunkle Wogen der Not gegen ihn heranrauschten. Da sah er sich verloren: „Der Tage einen werde ich doch noch Saul in die Hände fallen.“ – Das war sein Fehler. Er gedachte an die Tage, die kommen sollten und vergaß die Mahnung des Wortes Gottes: „Sorget nicht!“ Wie können wir David darin so gut verstehen. Wie oft ist uns auch der Mut entfallen, wenn sie vor uns standen, die kommenden Nöte, die Pflichten, die Aufgaben, die unserer warten, die unsere Kraft weit übersteigen. Und dann war es uns, als müßten wir an einem Tag alle Not der Zukunft auf unser Herz nehmen. Sie legte sich einfach auf uns, und allmählich wurden wir ganz zugedeckt. Kaum, daß noch ein Schrei des banges Herzens nach oben dringen, kaum, daß noch eine Hand des Glaubens sich durchringen konnte zum Gebet: die Tage, die Tage, die kommen werden! – So kam es, und so kommt es auch bei uns zum Unglauben.

Der Herr hat uns verboten, im Blick auf den morgenden Tag uns zu zersorgen, als müßten wir ihn gestalten. Es liegt doch auch eine Anerkennung darin, wenn er sagt: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe“ (Matthäus 6, 34). Dann ist der Herr mit uns zufrieden, wenn wir durch die Plage des heutigen Tages hindurchkommen an seiner Hand und diese unsere uns von ihm auferlegte Bürde treulich tragen in seiner Kraft. Stattdessen nehmen wir die ganzen Lasten der Zukunft auf uns und sehen ihn kommen, der Tage einen – dann reicht nicht mehr, dann brechen wir nieder. Kommt, liebe Brüder, laßt uns nicht sorgen; das sei unser Lied: „Für heute Brot, für heute Licht, für heute Kraft, mehr brauch ich nicht.“ Der geistgesalbte Professor Kähler, der mit viel Leibesschwachheit zu kämpfen hatte, hat sich immer wieder getröstet an dem Vers: „Du wirst mich nicht beschämen, weil du verboten hast, mehr über sich zu nehmen als eines Tages Last.“ Sollen wir denn ganz sorgenlos aus der Hand in den Mund leben? Ja, mein Bruder, aus der Hand in den Mund, denn es ist die Hand unseres himmlischen Vaters, aus der wir leben.

Dann werden wir auch lernen, zu warten. Das ist ja auch eine Antwort auf die Frage: Wie kam es bei David? Er konnte nicht warten. Bisher hatte er auf den Herrn gewartet von einer Morgenwache zur andern. Nun wollte er sich selbst aus der Not herausführen. Endlich sollte es doch damit einmal ein Ende

haben, „daß Saul von mir ablasse, mich fürder zu suchen im ganzen Gebiet Israels“. Mit diesen Worten stellt er sich sein Gehetztsein noch einmal recht schwer vor die Augen. Nein, das mußte aufhören. Er wollte sich seinen Feind vom Leibe schaffen, wenn nicht mit Waffengewalt — daran hinderte ihn seine Stellung vor Gott — dann durch listigen Plan. Das ist das Beste: „Ich entrinne in der Philister Land.“ Statt zu vertrauen, verfiel er auf kluge Gedanken fleischlicher Vorsicht und menschlicher Politik; statt zu beten, begab er sich auf Schleichwege: Auf diesen Wegen machte er sich viel Schmerzen.

So kams. So kommt es auch bei uns. Und was ist die Folge? Wohl hatte David jetzt Ruhe vor Saul, seinem großen Gegner. Tatsächlich mag uns auf solchen Wegen selbsterwählter Flucht manchmal eine Zeitlang Ruhe beschieden sein vor dem besonderen Feind, den wir immer vor Augen hatten, aber es ging in neue Not hinein. Freiwillig zog er jetzt aus „des Herrn Erbteil“ heraus, von dem er sich nicht hatte trennen wollen (Kap. 26, 19), aus dem Lande Jehovas in das Land der Götzendiener. Und ob es ihn nicht vom Herrn abgeführt hat, er kam dort in viel Not. Er ging mit Bewußtsein in die Schlinge wieder hinein, aus der ihn Gott früher so gnädig errettet hatte (Kap. 21, 16); vor allem, er ging auf einen Weg, auf dem er sich nur mit viel Lügen und Verdrehungen, mit Verstellungen und Heuchelei durchschlagen konnte, ein trauriger Weg.

Und Gott hätte ihn doch so gerne bewahrt wie bisher, und all diese demütigenden und sein Gewissen belastenden Worte und Taten hätte er sich ersparen können. Ja, wieviel Verlegenheiten, wieviel Versuchungen könnten wir selbst von uns fernhalten, wenn wir beharren würden im Vertrauen auf den Herrn. Wieviel Verluste könnten wir vermeiden. An Gott liegt es nicht, wenn wir durch solche Demütigungen hindurch müssen. Seine Treue ist groß. O, daß unser Herz immerdar den Irrweg will, daß wir nicht Treue gegen Treue setzen. „O traue ihm, dem Treuen, doch alles, alles zu, so wird er dich erfreuen mit ewger, selger Ruh.“

Es ist ein dunkles Kapitel im Leben des David, in Gottes Wort mit allen Einzelheiten dargestellt, so daß wir sehen, wie es kam, und was daraus folgte. Uns zur Warnung, daß wir lernen möchten, uns zu fürchten vor dem Plänemachen unseres verzagten Herzens. Und wenn wir solch ein Erlebnis eines Großen im Reich Gottes sehen, dann kommt Gottes Wort zu uns: „Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle“ (1. Korinther 10, 12).

Es ist uns auch zum Trost geschrieben. Nicht das nur macht uns Mut, wenn wir auch Gottes gesegnete Heilige in der Not desselben Glaubenskampfes sehen wie uns; ja, sie hatten auch ihren Streit. Die Männer Gottes kommen manchmal gerade durch die Sünden zu Fall, die man am wenigsten bei ihnen erwarten sollte. Abraham, der Mann des Glaubens, lügt kleingläubig, um sein Weib zu bewahren. Mose, sanftmütig vor allen Menschen auf Erden (4. Mose 13, 3), läßt sich zu einem heftigen Wort hinreißen. Elia, der furchtlose Held Gottes, wird schwach vor der Drohung einer Frau. David, im Glauben erprobt, fängt an zu zweifeln, gerade als der Herr ihm wunderbar geholfen hatte. Sie hatten auch alle ihren Kampf, die Heiligen Gottes. Das tröstet uns.

Aber vor allem tröstet uns der Bericht davon, wie Gott sie alle und auch den David, auch auf den selbsterwählten Wegen, die ihm nicht wohlgefallen konnten, dennoch bewahrt hat, und hat ihn dennoch getragen mit seiner Gnade. Wunderbar, zu sehen, wie Gott treu ist; wunderbar, es gerade dann zu sehen, wenn auch die größten Menschen vor uns in ihrer Armut offenbar werden. Wo alles wankt und alle wanken, wankt er doch nicht. Er steht zu seinem Wort und dem Bund seiner Gnade. Hielte er uns nicht, so käme keiner ans Ziel und würde kein Mensch selig. Liebe Brüder, „die Geduld unseres Herrn achtet für eure Seligkeit“ (2. Petri 3, 15).

ICH BIN IHM GRAM!

1. Könige 22, 8

Der König Israels sprach zu Josaphat: Es ist noch ein Mann, Micha, der Sohn Jemlas, durch den man den Herrn fragen kann. Aber ich bin ihm gram; denn er weissagt mir kein Gutes, sondern eitel Böses. Josaphat sprach: Der König rede nicht also.

Einstimmig hatten die vierhundert Propheten, die Ahab bald nach dem Gericht am Karmel wieder um sich versammelt hatte, nach dem Wunsch des Königs geweissagt: „Ziehe hinauf, der Herr wird's in die Hand des Königs geben.“ Sie weissagten immer, wie es der König wünschte. Aus seiner Frage schon hörten sie, was verlangt wurde, und demnach fiel ihr Spruch aus.

Dem gottesfürchtigen König Josaphat wurde es bei dieser Art Propheten doch unheimlich zumute. Er merkte den Betrug:

daß hier alles nur Schein und Schwindel war. Ob denn nicht noch ein Prophet des Herrn da wäre, durch den man den Herrn fragen könnte? Ahab antwortete: „Es ist noch ein Mann, Micha, durch den man den Herrn fragen kann. Aber ich bin ihm gram, denn er weissagt mir kein Gutes, sondern eitel Böses.“ Auf Josaphats Bitte wird Micha doch herbeigerufen. Er weissagt dem König den Tod, wenn er diesen Kriegszug vom Zaune breche. Wutentbrannt läßt ihn Ahab bei Wasser und Brot einsperren, zieht in die Schlacht und wird am Abend als Leiche zurückgebracht.

Törichter Ahab, hätte er nicht lieber dem Wort Gottes gehorsam sein sollen, statt sich dagegen zu verhärtent?!

Wie oft gleichen wir ihm. Wir haben einen Plan, einen Lieblingswunsch, den wir auf jeden Fall verwirklichen möchten, aber das Herz klopft uns dabei. Wir sind unsicher, ob Gott mit uns sein kann; ja, uns wird es immer gewisser, daß unser Weg nicht nach des Herrn Willen ist. Immer wieder sagt die gute Stimme in uns: „Frage doch heute des Herrn Wort.“ Aber wir fragen es nicht. Wir sind ihm gram. Es durchkreuzt uns immer unsere Wege, es gönnt uns keine Freude, wie es scheint, es warnt vor der Verlobung, vor dem Stellenwechsel, vor der Geldausgabe, und wir wollen uns doch nicht warnen lassen.

Und darum lesen wir Gottes Wort nicht, darum vermeiden wir die Predigt. Darum gehen wir den Jüngern des Herrn aus dem Wege, deren Anblick schon, seit wir uns dem Wort Gottes verschließen, uns wie eine ständige, laute Anklage begegnet. Das ist auch der Grund, warum manche aus dem Kreise der Brüder fortbleiben und in ihrer Gemeinschaft fehlen. Sie sind dem Worte Gottes gram. Sie setzen ihren Willen durch und – machen sich viele Schmerzen und eitel Herzeleid!

Wie manche traurigen Wege unseres Lebens wären von uns nicht gegangen worden, wenn wir dem Worte Gottes nicht gram, sondern gehorsam gewesen wären!

Wie ist es mit denen, die sich überhaupt der Wahrheit des Wortes Gottes verschließen? Sie wollen auch nicht ohne Religion sein, sie wollen auf eine gewisse Art Gottesdienst nicht verzichten. Wenn ihnen aber das Wort Gottes mit seinem unerbittlichen Ernst begegnet, dann weichen sie aus. Es steht geschrieben: „Was der Mensch sät, das wird er ernten.“ Dort heißt es auch: „Wer auf das Fleisch sät, der wird vom Fleisch das Verderben ernten.“ Aber das will man nicht hören, man

wendet sich ab vom Worte Gottes. „Ich bin ihm gram.“ Man liest die Bibel nicht mehr, man kann doch nicht täglich sein Todesurteil lesen. Man sieht nicht mehr in den Spiegel, denn man will nicht wissen, wie man gestaltet ist. Den Arzt, der das bedenkliche Gesicht macht, ruft man nicht mehr: — Nun muß die Krankheit doch besser werden. Ein Bauer, der am nächsten Tage unbedingt sein Heu einfahren wollte, sah den Himmel sich dunkel überziehen. Er steigt auf die Holzkiste, er klopft ans Wetterglas. Es zeigt auf viel Regen. Da zerschmetterte er in seiner Wut das böse Wetterglas auf dem Steinboden des Flurs: Nun muß es doch gutes Wetter geben.

Welche Torheit! Torheit dieses Kranken, dieses Bauernmannes; Torheit derer, die dem bösen Wetterglas, die dem Worte Gottes zürnen. Es liegt doch nicht am Wetterglas, daß es so zeigt, wie es zeigt, sondern an dem Sturm, der in der Luft liegt. Es liegt nicht am Worte Gottes, daß es dir kein Gutes, sondern allewege Böses weissagt, sondern an dem Gericht, das über deinem Leben hängt, weil du dein Leben in der Sünde lebst und nicht in Gott. Dies Gericht kommt, einerlei, ob du noch so sehr dem Worte Gottes gram bist oder ob du dir die Augen verbindest, um es nicht zu sehen. Das hilft nichts, Gottes Wort behält doch recht. Ahab lag dennoch am Abend erschlagen auf seinem Wagen, ob er auch den Micha voll Wut ins Gefängnis geworfen hatte. Es gibt ein ewiges Leben, und es gibt einen Ort, da wird sein Heulen und Zähneklappern. Das sagt Gottes Wort, das hat uns der Mund der ewigen Liebe selbst verkündigt.

Willst du dereinst von den Flammenaugen, willst du von der Hand, die wider dich schreibt, willst du von dem Richter der Welt dich abwenden und sagen: Ich bin ihnen gram? Glaubst du, daß du das dann noch kannst? Glaubst du, daß das helfen wird? Nein, dann wird kein Ausweichen mehr möglich sein, dann, wenn wie ein Donnerschlag die Stimme Gottes in dein Leben hineinfährt: Du Narr! Dann kannst du dein Leben nicht mehr in Ordnung bringen, dann ist es zu spät!

„Frage doch heute des Herrn Wort!“ *Wer der Wahrheit gram ist mit ihrem Ernst, dem wird sie ewig fern sein mit ihrem Trost.* Darum sei ihr nicht gram! Rede nicht also, beuge dich unter das Urteil des Wortes Gottes über dein Leben, dann wirst du erfahren, daß es dir nicht allewege Böses, eitel Sturm und Gericht weissagt, sondern frohe Botschaft des Gottes, der Gefallen daran hat, daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe.

DIE EINE TÜR

2. Könige 3, 3

Aber Joram blieb hängen an den Sünden Jerobeams, des Sohnes Nebats, der Israel sündigen machte, und ließ nicht davon.

„Er blieb hängen an den Sünden Jerobeams und ließ nicht davon“, so heißt es von dem Könige Joram. Das ist die traurige Überschrift über dem Leben manches jungen Mannes, der einen ernsthaften Anlauf genommen hat, Jesus, den Heiland, zu suchen, aber nie bis zu ihm gekommen ist: er blieb irgendwo hängen. Eine einzige Sünde vielleicht, die er nicht bekennen wollte, eine Leidenschaft, eine Lieblingsgewohnheit hat ihn festgehalten. Ein Steinchen im Stiefel, das nicht herausgenommen wurde, hat ihn wund gemacht und lahmgelegt. Eine einzige Tür seines Lebens hielt er vor dem Blick des Meisters verschlossen. Dorthin wollte er Jesus nicht kommen lassen. Was dort verborgen lag, das wollte er dem Zugriff des Heilands entziehen. So blieb ein Stück seines Lebens im Dunkeln. Dadurch blieb sein ganzes Leben in der Finsternis der Sünde und in der Gewalt des Teufels. Er kam nicht ans Licht.

Als Jesus bei Jairus einkehrte, war es nicht das Wichtigste, daß Jesus etwa in der Küche einen Imbiß nahm, daß er im Wohnzimmer mit Jairus eine Aussprache hatte. Das konnte beides später vielleicht auch sein, aber jetzt handelte es sich nur um eins: In dem Haus des Jairus war eine Tür, — wenn Jairus an dieser Tür vorbeikam, dann gingen ihm die Augen über. Das war die Tür, hinter der sein totes Töchterlein lag. Jairus, mach die Türe auf! Da muß Jesus eintreten. Es handelt sich jetzt nur um diese eine Tür, hinter der dein Toter liegt, bei deren Öffnung dein ganzes Leid offenbar wird.

So möchte man manchem jungen Mann zurufen. Wenn Jesus ihnen nahetritt, dann biegen viele von der Hauptsache ab und gehen mit eigenartiger Geschicklichkeit dem wichtigsten Punkt aus dem Wege. Gewiß, es ist auch von Bedeutung, daß man eine christliche Weltanschauung hat. Darum kümmern sie sich dann auf einmal, und es wird später auch eine Aufgabe ihres Lebens sein, die sie anfassen müssen, Ordnung in ihr Denken zu bringen, Jesus in den Mittelpunkt ihres ganzen geistigen Lebens zu stellen. Gewiß, es ist auch wichtig, daß wir eine soziale Gesinnung hegen, und es wird später der Kampf un-

seres Lebens sein, daß uns die Tat nicht fehlt bei unserm christlichen Bekenntnis. Gewiß, es gilt, die Königsherrschaft Jesu in der ganzen Welt aufzurichten und auch in unserem Volksleben, und es gilt, sich in die christliche Bruderschaft seiner Jünger einzuleben und was für Aufgaben sonst noch genannt werden könnten.

Aber es gibt eine Sache, die muß vorher geschehen. Du mußt dem Heiland die eine Tür auftun, die Tür, hinter der der Tod in deinem Leben liegt, bei deren Öffnung dein ganzer Jammer offenbar wird.

Es gibt so viele, die sich um all das andere kümmern, mit Hingebung kümmern, die die Losungsworte in Werk und Kirche mit Begeisterung aufgreifen, in allerlei christliches Werk hineinfahren und mit seltsamem Eifer all diesen Dingen nachgehen. Aber dieser Eifer ist für das kundige Auge nur der Beweis dafür, daß irgendwo im Innern dieses Menschen eine verschlossene Tür ist, ein Hinweis, daß er sich von einer Sünde nicht trennen will, daß er noch nicht den Mut gefunden hat, sein ganzes Verderben vor den Augen seines Heilandes zu offenbaren. Darum bleibt in seinem Leben diese verborgene Totenkammer verschlossen, der Herd der Sünde unangetastet. An einem Punkt ist es bei ihm nie in Ordnung gekommen. Die Heilandshand hat seinen tiefsten Schaden und seine gefährlichste Wunde nie berühren können. Darum hat er auch nie die Ruhe und den Frieden Gottes gefunden.

Ein jeder, der aufrichtig sucht, wird unschwer die eine Stelle finden, die gemeint ist. Das ist die Sache, bei der du stockst, wenn du daran denkst, bei der es dir heiß zum Herzen fährt, wenn ein Gotteswort oder eines Jüngers Zeugnis dich trifft. Es ist da eine Tür, bei der dir, wenn du beim Überdenken deines Lebens an ihr vorbeikommst, die Augen übergehen: Da, da ist es.

Die Reihen unserer Mitarbeiter mehren sich. Es wäre ein großer Gottessegen, wenn hier und da einer leise zur Seite träte und den Arzt aufsuchte: Ich kann nicht mehr, ich habe eine verborgene Wunde, ich bin krank. Erst muß die eine Sache nun in Ordnung kommen, ganz in Ordnung, ehe ich geheilt bin und weiter mitarbeiten kann. Dann wird er dem Heiland den Schlüssel geben, dann geht die eine Tür auf, und Jesus tritt in die Kammer seines Todes. Da wird sein Leben gesund.

GESAMTSCHULD UND EINZELSCHULD

Josua 7

„Aber die Kinder Israel vergriffen sich . . ., denn Achan.“ Wie bezeichnend ist dieser Eingang der erschütternden Geschichte von Achans Diebstahl. Ein einzelner sündigte, dem ganzen Volk wurde es zugeschrieben. „Israel hat sich versündigt“ (Vers 11), „sie sind im Bann“ (Vers 12). In jeder Lebensgemeinschaft, in jeder Familie, in jedem Verein, in jeder Gemeinde gibt es *Zusammenhänge zwischen der Sünde des einzelnen und der Gesamtschuld der Gemeinschaft*.

Im besonderen Falle mögen die Verbindungslinien, die herüber- und hinüberführen, nicht immer klar zutage liegen. Wenn uns die Frage bewegt, warum die Sünde des Achan dem ganzen Volke zur Last gelegt wurde, und ob da nicht vorher schon Belastungen von der Gesamtheit des Volkes aus auf den einzelnen, den Achan, ausgegangen waren, so wird uns darüber in unserer Geschichte nichts mit klaren Worten gesagt. Es scheint aber so, als dürften wir den Schluß ziehen, daß auch die Umgebung des Achan, daß das ganze Volk, das bis zum Sturz der Mauern Jerichos in heiliger Zucht und Furcht Gottes gehalten, sich vor der Sünde gehütet hatte, im Augenblick, als die Mauern fielen, in eine leichtfertige Stimmung übergegangen sei. Das ehrfurchtsvolle Harren auf den Herrn war sehr schnell umgeschlagen in frohen Siegesjubel und die selbstbewußte, hochmütige Sprache, die uns aus dem Munde der Kundschafter (Vers 3) entgegenklingt: „Laß sich um Ai nicht das ganze Volk bemühen, denn ihrer ist wenig.“ Das läßt uns hineinschauen in die allgemeine Volksstimmung. Man hatte sich allzu schnell der strengen Zucht, die bis dahin geherrscht hatte, entzogen und war aus dem ehrfurchtsvollen Abhängigkeitsgefühl sehr bald hinübergewechselt in siegesfrohe Selbstsicherheit.

Durch diese Gesinnung, die im Volke aufbrach, als die gefürchteten Riesenmauern der Stadt Jericho zusammensanken, durch diesen Geist seiner Umgebung konnte Achan wohl bestärkt werden zu seiner Tat der Übertretung des Gebotes Gottes. Achan hatte die Sünde begangen, aber es war nicht ungerecht, wenn das ganze Volk mit für schuldig erklärt wurde und die Strafe auf dem ganzen Volke lag.

Es ist ein Geheimnis, die Gemeinschaft der Sünde unter den Gliedern desselben Lebenskreises. Wo immer sich Sünde in unserer Umgebung breitmacht und offenbar wird, da müssen wir als Mitschuldige an unsere eigene Brust schlagen. Auch die Allerernstesten, ja gerade sie müssen es sich vor Augen halten: Wir stehen alle unter dem Gericht: „Israel hat sich versündigt.“

Das werden auch gerade die, die dem Herrn nahestehen und Ernst machen mit der Heiligung ihres Lebens, anerkennen. Von Natur regt sich in uns, wenn wir eines Bruders Sündenfall sehen, etwas Grauensvolles, ein Gefühl, das der Schadenfreude nahe verwandt ist. Gottes Geist aber wirkt in den Seinen ein heiliges Mitleiden, ein Sich-mit-darunter-Stellen. Sie fühlen den Zusammenhang mit ihrer Umgebung aufs engste, sie merken auch die geistigen Mächte, die in der Luft liegen und herrschen und wissen sich mit schuldig, wenn die Mächte der Finsternis Oberhand bekommen in ihrem Lebenskreis. Denn ob wir auch in diesem einen Fall der besonderen Sünde eines anderen vielleicht ohne Schuld sind, jedenfalls ohne nachweisbare Mitschuld, so sagt uns unser Gewissen doch, daß wir jedesmal, wenn wir einer Sünde nachgeben, ob kein Mensch davon weiß, und ob es scheint, als ginge es nur uns selbst an, auch dann, wenn es sich nicht um grobe Laster, sondern um Sünden in feinsten Form handelt, daß wir jedesmal durch unsere Tat die sündige Luft in unserer Umgebung bestärken. Ist die Verbindung zwischen mir und Gott getrübt, so kann ich kein Kanal des Segens sein für meine Umgebung, ja, im Gegenteil, ich bin, vielleicht ohne es zu merken, ein Helfer und Mitarbeiter des Bösen.

Deshalb können wir uns auch nicht davon losmachen, daß es eine Schuld der Gemeinschaft gibt, in der wir leben. Und wenn Volkssünden unter uns im Schwange sind, vor denen uns Grauen und Abscheu erfüllen, wir sind daran nicht unschuldig. Nicht nur gibt unser Gewissen uns Zeugnis, auch wir sind zu alledem fähig, was andere tun, und der Stoff und die Neigung zu jeder Sünde wohnen auch in unserem Herzen; nein, auch wenn wir vor ähnlichen Ausbrüchen der Sünde bewahrt worden sind, wir gehören doch mit unserem Volk, mit der ganzen Welt durch mannigfache Bindungen zusammen. Wir sind eine große Familie, und, trotzdem die Verbindung unter uns weithin gelockert ist, keiner kann sich losmachen von seiner Umgebung und die Menschen um sich abschütteln: Ich kenne dich nicht; von deiner Sünde weiß ich nicht.

Wenn wir im Ausland sind, dann empfinden wir es deutlich, daß wir als Deutsche für alles, was Deutsche in der Welt tun und getan haben, mitverantwortlich gemacht werden. In noch viel tieferer Weise müssen sich die Jünger unseres Herrn mitverantwortlich fühlen für jede, auch die grauenvollste Sünde, die sie sehen, auch wenn sie selbst mit Wort und Wandel weit von solchen Untaten abrücken. Der Prophet Hesekiel sah, daß die Leute als die Gott Wohlgefälligen gezeichnet wurden, „so da seufzen und jammern über alle Greuel, so darin geschehen“ (Hesekiel 9, 4). Vom Apostel Paulus heißt es, als er die wahrsagende Magd ihm nachlaufen sah: „Paulus aber tat das wehe“ (Apostelgeschichte 16, 18). So sollen wir unter all den Verwüstungen stehen, die Satans Macht anrichtet.

Es ist sehr bequem und sehr selbstsüchtig und nicht nach Art des Heilandes, wenn wir uns aus der großen Gemeinde unseres Volkes und anderer Völker absondern und nicht mitverantwortlich sein wollen für die Schäden in Gesellschaft und Kirche. Vor Gott können wir uns davon nicht freimachen. Darum ist es nicht unsere Aufgabe, uns von unseren Mitmenschen und den Gliedern unserer Volkskirche zu trennen, sondern wir stellen uns unter die Last, auch unter die Sünde unserer Umgebung, damit wir sie mit ganzer Wucht empfinden und uns tief darunter beugen. Josua erhielt von Gott, als die Sünde im Volk offenbar wurde, nicht den Auftrag, eine freie reine Gemeinde der Treuen im Volk, der Gläubigen, zu gründen, nein, das ganze Volk und auch besonders sein sündigstes Glied wurde ihm aufgelegt, ihm und den Ältesten seines Volkes, den wahrhaften Gotteskindern. Tief wurde es ihnen eingepägt: Ihr seid alle mit schuldig, ihr müßt euch alle mit beugen unter der Sünde des einen Gliedes eures Volkes.

Es tut not, daß wir uns diese Wahrheit immer wieder einmal vor Augen halten, da stets von neuem in jedem Kreis erweckter junger Menschen die Neigung auftaucht, eine reine Gemeinde zu bilden, die sich äußerlich absondert von den Gliedern des Volkes und der Kirche, die nicht Ernst machen wollen mit der Furcht Gottes. Solche Gedanken werden zurechtgerückt und mit Gottes Licht beleuchtet durch die Art, wie in unserem Kapitel der Herr mit Josua und den Ältesten verhandelt. Sie werden uns auch in ihrer Irrigkeit offenbar, sobald um unseren eigenen Tisch herum unsere Kinder als ein Glied unserer Schulen, unserer Berufsordnungen, unserer

Volkskirche heranwachsen. Der Blick auf die nachwachsende Generation, für die wir in ganz besonderer Weise verantwortlich sind, hilft uns, die grundsätzlich richtige Stellung zu allen unseren Mitmenschen zu gewinnen, auch zur großen Volkskirche, in der wir so manches sehen, was dem Ideal einer Kirche Christi nicht entspricht. Sich abzusondern ist verhältnismäßig einfach, sich darunter zu stellen und mitverantwortlich zu wissen und vor allem vor Gott auf seinem Angesicht zu liegen, auch für die, die Gottes Wort nicht ernst nehmen, das ist die Stellung, die Gott von uns erwartet. Gerade in den großen Volkskirchen haben die Männer Gottes es am tiefsten gelernt, Leid zu tragen über die Sünde der Menschheit, die sich mitten in der Gemeinde, die nach dem Namen Jesu genannt ist, breitmacht und immer wieder durchsetzt. *Die großen Erweckungen in der Geschichte der christlichen Kirche sind immer ausgegangen aus großen Volkskirchen, aus der gewaltigen Spannung und Not heraus, unter der die Männer Gottes litten, die sich innerlich nicht losmachen konnten von der Sünde ihres Volkes und ihrer Gemeinden.*

Bei dieser Betonung unserer Mitverantwortlichkeit für die Sünde unseres Volkes und der Lebensgemeinschaften, in denen wir uns bewegen, muß aber heute zugleich darauf hingewiesen werden, daß man nicht in nihilistischer Weise diese Wahrheit überspannt und damit wieder völlig außer Kraft setzt. Wenn heute manchmal betont wird, daß auch die Gläubigen immer nur in der „Gemeinschaft der Sünder“ ständen und nichts anderes sind und bleiben als Sünder unter den Sündern, so müssen wir nach Gottes Wort den Finger darauf legen, daß die durch Gottes Wort und Geist aus dem Dienst der Sünde Herausgerufenen die Gemeinschaft der Heiligen bilden, derer, die Gott gehören und nicht mehr auf seiten der Sünde stehen, wiewohl sie noch Sünder sind. Aber wir sind in der Gemeinschaft der Heiligen in Christo miteinander verbunden, um gebeugt unter der eigenen Sündenlast uns darunter zu stellen, auch unter die Last der anderen und um in einer Welt der Sünde durch Gottes Gnade ein Segen zu sein für unsere Umgebung. Je ernster wir uns gerade als die dem Herrn Angehörigen hineinstellen in die Zusammenhänge unseres Volkes, um so stärker wird das Verlangen sein, eben weil wir unsere Stellung im Volk nicht mehr oberflächlich auffassen können, den anderen die Kräfte der Ewigkeit zu vermitteln, um so stärker auch die Furcht, ihnen durch unsere immer noch anklebende Sünde ein Hindernis oder gar ein Fluch zu werden.

Wichtig ist, daß ein jeder von uns es stets vor Augen hat: Ich stehe nie allein, in keinem Augenblick! Alles, was ich tue, denke und sage, ja die Art, wie ich gesinnt bin, die aus mir spricht, das alles ist Saat für künftige Frucht und wirkt sich aus auch in meiner Umgebung: Sündensaat oder Segensaat!

Es ist schlimm, wenn die Kinder Gottes so wandeln, daß sich die anderen nicht zu schämen brauchen. Man erwartet von ihnen, daß sie es besonders genau nehmen. Wenn einer, der des Herrn Namen bekennt, schlüpfrige oder anstößige Reden im Munde führt, so legt er mit diesem Ton der Lüsternheit vielleicht eine Bresche hinein in ein Herz, das durch Sitte und Erziehung bis dahin treu behütet war gegen diesen schmutzigen Geist, und das gerade bei den Christen Hilfe im Kampf und nicht denselben Sündengeist erwartet hatte. Wenn Gotteskinder es nicht genau nehmen und nicht erschrecken vor der leisesten Berührung mit der geheimsten Sünde, vor jeder Antastung des bösen Feindes, dann sinkt die geistliche Höhenlage ihrer Umgebung wie der Spiegel eines Sees, der wohl einen Abfluß hat, aber keinen neuen Zustrom.

Je tiefer der Stand des geistlichen Lebens in einem Kreis, je weniger einer sich vor dem anderen zu schämen braucht über einer Sünde, je weniger die Sünde gestraft wird durch den Wandel der Christen, um so schwerer ringt sich ein Mensch in diesem Kreise hindurch aus der Sünde zum neuen Leben, um so leichter fällt einer, der verzweifelt gegen die Sünde gekämpft hat, doch der Versuchung und Anfechtung zum Opfer. Und umgekehrt. Die Jugend einer Gemeinde, eines Vereins, einer Familie hat es leichter im Kampf gegen die Sünde, wenn verlässliche Vorbilder ihr vor Augen stehen, wenn sie am Anblick derer, die vorsichtig wandeln, einen Halt hat gegen die Versuchungen, wenn eine Schar von Betern täglich zu Gott schreit, daß er die Sündenquellen verstopfe und Bewahrungskräfte schenke. Durch solchen Wandel und solches Gebet der Gläubigen wird die Macht des Feindes gedämpft und der Sieg über die Sünder leichter auch für die Schwachen. Selbst bei den Wankenden wird dadurch manche Sünde von vornherein unmöglich. Wie manche Tochter wurde vor dem Sündenfall bewahrt durch die Erinnerung an das Bild ihrer betenden Mutter, wie mancher Sohn vom Sündenweg zurückgehalten, weil es ihm war, als ob das Antlitz seines gottesfürchtigen Vaters plötzlich ihn ansähe.

Die Geschichte von Achans Diebstahl leuchtet in einigen besonderen Sündenecken unseres Lebens hell hinein. Wie un-

dankbar war dies Verhalten dem Herrn gegenüber. „Also war der Herr mit Josua, daß man von ihm sagte in allen Landen“, so schließt das vorige Kapitel. Und dann geht es weiter: „Aber die Kinder Israel vergriffen sich.“ Der Herr hatte sie durch den Jordan geführt und Jerichos Mauern fallen lassen, und trotzdem vergalten sie ihm mit Sünde. Wie heiß mögen vorher die Gelübde emporgestiegen sein, nach solcher Hilfe des Herrn in Aufrichtigkeit vor ihm zu wandeln immer und ewiglich. Wie kurz war hernach das Gedächtnis für Gottes Wohltaten und Gnadenerweisungen. Auf den Trümmern eines Jericho, die Zeichen und Zeugen waren die Hilfe des Herrn, zeigt sich oft unser schnöder Undank am deutlichsten. Gott hat es nicht um uns verdient, aber wir haben ihm die Treue gebrochen.

Undank – und dann der Stolz. Die Kundschafter, die Josua gegen Ai schickte, redeten so siegestrunken: „Laß nicht das ganze Volk sich bemühen, denn ihrer ist wenig.“ Die großen Taten ihres Gottes hatten sie ihrer eigenen Kraft zugeschrieben und verfielen in hochmütiges Verachten der Feinde, bis der Feind sie „zu Paaren“ trieb und dann „dem Volk das Herz versagt ward und ward zu Wasser“ (Vers 5). Gerade wie bei uns, die wir uns immer so leicht Gottes Hilfe auf unser Konto schreiben, als hätte unser Arm uns errettet, und dann hochmütig einherfahren, bis das trotzige Herz wieder in Verzagtheit versinkt.

Und auch noch anderen Sünden spürt Gott in solchen Zeiten der Not nach. Es mag schon lange zurückliegen, eine Geschichte, die wohl schon abgelaufen zu sein scheint, und doch legt in der Not, wenn vor der Übermacht der Feinde das Herz verzweifelt, Gott seinen Finger darauf: Es war immer dieselbe Geschichte, bei Eva schon: ich sah, da gelüstete mich, und ich nahm. Da war das Band des Gehorsams zerrissen und kein Friede mehr auf Erden. Genauso hier bei Achan: „Ich sah . . ., des gelüstete mich, und ich nahm es“ (Vers 21). War's nicht auch dasselbe bei David auf dem Dach, als er Urias Weib erblickte: „Ich sah, des gelüstete mich, und ich nahm.“ – Wie manches Gewissen ist beschwert durch eine alte Sünden-geschichte. Da kann man nicht die Einzelschuld abschieben, indem man auf die Gesamtschuld verweist: „Die Kinder Israel vergriffen sich . . .“, nein, es heißt weiter: „Denn Achan.“ Er war der Schuldige. Da helfen die Worte nichts: Wir sind ja alle Sünder, – da kann der einzelne nicht die Last von sich abschieben, es kommt keine Ruhe, bis er mit Achan bekennt: „Ich habe mich versündigt an dem Herrn“ (Vers 20).

MITARBEITER GOTTES

*Müssen wir nicht
jeden Menschen ansehen als einen,
der einmal heimkehren möchte?*

EINEM JEDLICHEN SEIN ERBE

4. Mose 32

„Wollt ihr“, so fragte Mose die Stämme, die östlich des Jordans bleiben wollten, als Israel im Begriff stand, das verheißene Land zu erobern, „wollt ihr eure Brüder allein in den Streit ziehen lassen und hier in Sicherheit bleiben?“ „Nein!“ war die Antwort, „wir wollen uns rüsten vornan vor den Kindern Israel her, und wir wollen nicht heimkehren, bis die Kinder Israel einnehmen ein jeglicher sein Erbe.“ (Vers 17, 18).

Dies Wort wendet sich an die unter uns, die ihr Erbe eingenommen haben, die aus der Not und dem Streit ihrer Seele nach Hause gekommen sind und haben in Christo ihren Heiland und durch Christum ihren Vater gefunden. „Wollt ihr“, so fragt er sie, „es euch nun wohl sein lassen in dem Frieden und Glück des Vaterhauses und euch nicht darum kümmern, daß auch die anderen einnehmen ein jeglicher sein Erbe?“

Auch die anderen! Es ist doch ein großes Erbe, das uns der Herr, unser Heiland, erworben hat. Er vergleicht sich, wo er davon spricht mit einem Menschen, „der machte ein groß Abendmahl und lud viele dazu“. Er hat durch sein Sterben und Auferstehen den Heimweg eröffnet, daß die in Schuld und Sünde verlorenen Söhne nach Hause kommen können an ihres Vaters Herz. Meint ihr, dazu habe er nur euch berufen, die ihr jetzt schon seinen Frieden genießt? Sind nicht noch „zerstreute Kinder Gottes“, die er zusammenbringen muß (Johannes 11, 52) in eurem Haus, in eurem Verein, in eurer Fabrik, in eurer Umgebung? Wir dürfen nicht mit unserer Arbeit Halt machen vor ganzen Schichten und Klassen, sondern müssen zu aller Herzen die Wege suchen. Oder *müssen wir nicht jeden Menschen ansehen als einen, der einmal heimkehren möchte?*

Und heimkehren soll! Der Herr hat einem jeglichen zuge-dacht sein Erbe. Es ist sein, so wahr Jesus der Heiland aller Welt ist. Verschmäht es einer und stößt es von sich, nachdem wir es ihm nahegebracht haben — „da siehe du zu!“ Aber haben wir es ihnen wirklich schon nahegebracht? Was haben wir denn getan, und was wollen wir tun, daß ein jeglicher einnehme sein Erbe? Was würden wir sagen, wenn bei einem irdischen Erbe einige Erben ihren Besitz anträten, aber die anderen, die nichts von dem Testament wissen, in Unkenntnis ließen und ließen sie in Armut und harter, hoffnungsloser

Fron und Mühe ihr Leben verbringen, das so viel leichter und lichter sein könnte? Wir würden kaum Worte finden, scharf genug, eine solche Gesinnung zu geißeln.

Ich fürchte, manches dieser Worte trifft uns alle, die wir unsern Heiland gefunden haben. Wir haben noch nicht alles getan, daß die andern alle, jeder einzelne, „ein jeglicher“, erfahre von dem großen Erblasser und seinem Erbe und dem feierlichen Testament, das mit dem Blut seines Sohnes besiegelt ist.

Was wollt ihr tun? Das Wort der Stämme dort vor Mose soll unser Wort werden. Wir wollen „uns rüsten“, wollen alles zielbewußt auf diese eine Aufgabe einstellen, alles andere, was wir sonst auch noch taten und tun könnten und bieten möchten, beiseite lassen, und dies eine, und dies allein auf unsere Fahne schreiben: „Einem jeglichen sein Erbe.“ Wahrlich, das ist ein Ziel, hoch genug, daß man ein ganzes Leben daransetze. Und darum: Wir wollen „nicht heimkehren“. Nicht heimkehren, wiewohl uns von manchen Seiten gemüthliche Abende und genußreiche Zusammenkünfte mit unseren Freunden locken, wiewohl wir mit diesem Entschluß auf vieles verzichten, was wir sonst auch wohl mitnehmen könnten, ohne unser Gewissen zu belasten: Nein! Es gilt ein Opfer, es gilt eine ganze Hingabe, daß wir mit jeder Faser unseres Wesens für diese eine Aufgabe, und nur für sie leben, mit jedem einzelnen zu reden: Denk an dein Erbe!

Wenn es uns noch nicht Ernst ist mit dieser Aufgabe, unserm Gott ist es Ernst, blutiger Ernst, denn er hat das Blut seines Sohnes nicht für zu teuer geachtet, sondern ihn für alle dahingegeben. Wahrlich, wir müssen, wir wollen ans Werk, daß keiner bei uns sagen könne: ich habe nichts von meinem Erbe gewußt! „Wo ihr aber nicht also tun wollt, siehe, so werdet ihr euch an dem Herrn versündigen, und werdet eurer Sünde innewerden, wenn sie euch finden wird.“ (Vers 23).

DER VERGESSENE KRUG

Johannes 4, 28

Da ließ das Weib ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten.

Was fehlt uns in unseren Vereinen vor allem? Mehr Treue im kleinen. Manchem, der über den Tiefstand eines Vereins

oder einer Gemeinde in Klagen ausbricht, möchte man diese Antwort geben. Die Formen sind nicht schlecht, aber was anfänglich geplant und eingerichtet wurde unter der Voraussetzung, daß jeder seinen Mann stände, kann nicht befriedigen und muß veröden, wenn nicht alle Vorsteher und Helfer mit großer Treue auf ihrem Posten sind.

Was tut uns not? Mehr Werbeeifer! Wenn jeder von uns in diesem laufenden Jahr einen einzigen für den Verein gewinnen würde, so wären wir am Ende des Jahres eine doppelt starke Schar.

Was tut uns not? Mehr Evangelisation! Während man freilich an einigen Orten fast den Eindruck hat, daß in dieser Sache des Guten zu viel getan wird, kann man nur mit Schmerz beobachten, wie manche Gegenden sich dem großen Segen verschließen, der in einer solchen besonderen Veranstaltung liegt, daß ein Prediger mit der Gabe der erwecklichen Rede einmal acht oder zehn Tage nacheinander das Netz auswirft.

Was tut uns not? Vor allem mehr Zeugengeist bei dem einzelnen. Gerade bei dem Letztgenannten, bei der Veranstaltung von Evangelisationen hat man manchmal den Eindruck, daß sich viele unserer Mitglieder damit zufriedengeben, ja sogar damit entschuldigen, daß ja eine Evangelisation gewesen sei. Da wird dann von der Tätigkeit des einen alles erwartet, und es fehlen an den meisten Orten die Mitglieder und Vorsteher, die in treuer Vor-, Mit- und Nacharbeit von Mann zu Mann ihr Zeugnis weitergeben. Ohne Zweifel kann alles andere im Verein, auch eine Evangelisation eher entbehrt werden als der Zeugendienst der einzelnen.

Ich bin mir bewußt, daß ich damit auf einen der wichtigsten Punkte zu sprechen komme, die es für unsere Vereinsarbeit gibt. Es muß uns doch zu denken geben, daß z. B. im Siegerland Jahrzehnte hindurch kaum Evangelisationen veranstaltet wurden, daß aber das Werk unserer Vereine dadurch aufblühte, daß treue Zeugen überall in den Berufen, im Bergwerk wie auf dem Felde von Mund zu Mund das weitersagten, was ihnen Jesus, ihr Heiland, geworden war.

Was tut uns not? Solche vergessenen Krüge! Versteht mich recht: Leute — nicht etwa solche, die ihren Beruf vernachlässigen und ihre Pflichten versäumen, nein, Männer und junge Männer, denen einmal das Wort ihres Gottes so ins Herz gefahren ist, denen über der Begegnung mit dem Heiland, über seinem göttlichen „Ich bin's“ alles andere nicht mehr wichtig war, nur das eine, daß sie hingingen in die

Stadt und sprachen zu den Leuten von dem Licht, das ihnen aufgegangen war. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn man solchen Menschen begegnet, die nur ein Lied noch kennen, ein Wort, ein Thema, nur von einer Sache reden können, von dem einen, was ihnen Jesus geworden ist. Gott gebe uns solche Erweckungszeit in unserem Bund, daß man es wieder sieht, wie die jungen Männer alles andere, was ihnen sonst so wichtig war, ihren Zeitvertreib und ihre Vergnügungen, ihre gemütlichen Abende und anregenden Unterhaltungen vergessen, alles liegen und stehen lassen und sich aufmachen und sprechen mit den Leuten. Der alte Hufschmied Siebel in Freudenberg hat, als er zum Glauben gekommen war, eine Rundreise bei all den Kameraden gemacht, mit denen er einige Jahre zuvor in seiner Dienstzeit die Kammer geteilt hatte. Er mußte mit den Leuten sprechen und ihnen sagen, was ihm bei Jesus, seinem Heiland, widerfahren war. Dieser Geist des Zeugens von Mann zu Mann, von Mund zu Ohr, von Auge zu Auge, dieses „Durchsagen“ der einen großen Sache durch die ganze Reihe unserer Bekannten und unserer Nebenmänner in jedem Sinne, das ist's, was wir brauchen für unsern Bund. Leute, denen das Wort von ihrer Sünde und die große Freude von der Vergebung ihrer Sünden so ins Herz geschlagen ist, daß sie nun von Stund an sich auf dem Absatz herumdrehen und gehen in die Stadt, in ihre Stadt, in ihr Haus, in ihr Geschäft, in ihren Verein und sprechen mit den Leuten. Ja, wieviele sind noch in unseren Vereinen, mit denen noch nie jemand so persönlich gesprochen hat, denen sich noch nie eine Hand auf die Schulter legte oder ein Auge tief ins Auge schaute, das nur von Jesus erfüllt war. In einer unserer Gemeinschaftsstunden wurde mit Recht gesagt im Blick auf das Wort des Apostels, der mit Weinen spricht von denen, deren Ende ist die Verdammnis (Philipper 3).

Das ist's, was unseren Vereinen fehlt, solche Tränen der Vorsteher, solche Tränen der Mitglieder, wo einer den andern mit Tränen vermahnt und wo nur mit tiefstem Weh man einen, der zu uns gehörte, der sich als Feind des Kreuzes Christi offenbart, ziehen läßt. In einem Krankenhaus sagte eine Schwester zu einer Kranken, indem sie ihre Wange streichelte: „Kindchen, schlafen Sie doch!“ Aber die fuhr mit großen Augen empor, indem sie auf ihre Nachbarin wies, die im Tode lag: „Wie kann ich schlafen, wenn neben mir einer stirbt!“ Solches Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber denen, die verloren gehen, ist das Notwendigste, über dem wir

alles andere vergessen müssen: „Da ließ das Weib ihren Krug stehen und ging in die Stadt und spricht zu den Leuten.“

Worüber sollen wir denn sprechen? Wem Jesus so, wie dieser Frau, begegnet ist, dem wird zweierlei klar sein. Er kann nur darüber sprechen: „Sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich getan habe“, und über die Frage: „Wer der ist“, dieser Jesus. Wir werden es immer wieder erleben, daß die Menschen, wenn wir zu ihnen über Jesus sprechen, uns ebenso ausweichen, wie diese Frau zuerst dem Heiland ausgewichen ist.

Da gilt es, wie Jesus es getan hat, aufs Ganze zu gehen, die Menschen bei ihrem innersten Namen zu rufen, d. h. ihr Gewissen zu treffen: „Rufe deinen Mann.“ Das hat bei der Frau wie der Blitz eingeschlagen, und es war für sie eigentlich der Inhalt des ganzen Jesusgesprächs, denn nur davon spricht sie: „Er hat mir gesagt alles, was ich getan habe.“ Wollen wir Zeugen unseres Meisters sein, so muß in all unserem Zeugnis diese klare Schärfe und Spitze sein, daß wir von der Sünde reden und wer der ist, der uns die Sünde vergibt, daß jeder merkt, es handelt sich um das, was wir getan haben und wie wir davon loskommen. Daß doch diese „einseitige“ klare Botschaft die einzige wäre, mit der wir an unsere Freunde herantreten. Ich habe Sorge, daß so, wie alles blasse, matte Reden vom „Christentum“ nie Frucht bringen wird. Laßt uns doch ganz klar sprechen: Das, was die jungen Männer um uns her in ihrem innerlichsten Fühlen, dann, wenn sie „im Geist und in der Wahrheit“ vor Gott zu stehen suchen, beschäftigt, das, was die Not in all ihrer Not ist, das ist das „alles, was ich getan habe“. Laßt uns nicht sein wie Menschen, die in die Luft streichen. Es gilt, den wunden Punkt, die kranke Stelle ausfindig zu machen, und in wie ungezählten Fällen wird das dieselbe Stelle, derselbe Punkt sein wie bei dieser Frau, Fleischeslust und Sinneslust.

Das werden wir auch erfahren: Auf diese Worte lauschen die andern, und ohne daß wir es merken, lauscht hinter einem gleichgültigen Gesicht, hinter einer gelangweilten Gebärde oft innerlich ein aufgeschrecktes Gewissen, eine suchende Seele mit großen fragenden Augen. Ganz gewiß wird auf dieses Zeugnis hin die Frucht nicht ausbleiben. Sie werden die Macht der Wahrheit verspüren, und viele werden sich ihr öffnen, und die Wahrheit wird sie frei machen. Die Jünger, die soeben in der Stadt Brot kauften, werden dabei auf die Samariter als auf die Verworfenen herabgeschaut haben, von denen eine

tiefe Kluft sie schied. Sie konnten mit ihrem Eifern für den wahren Glauben diese Kluft nicht überbrücken: Das Zeugnis des Weibes, dem seine Sünde und Gottes Vergeben durch seinen Messias offenbart worden war, riß die Scheidewand nieder! Auf dies Zeugnis kommt es an! Freilich, dazu gehört die rechte Art des Zeugnisses, daß wir nicht von oben herab an die Menschen heranreden, nur von dem allen, „was ihr getan habt“, sondern so, daß wir uns mit ihnen zusammen auf die Sünderbank setzen. „Was ich getan habe“, das hat er mir offenbart, darüber bin ich durch sein Vergeben zur Ruhe gekommen. Kommt, ob hier nicht auch für euch die Lösung liegt. Nicht Engel sendet Gott zu unsern Freunden und Verwandten, so wenig wie dort zum Kämmerer und zum Cornelius und zu dem erblindeten Saulus, sondern Menschen, in deren Stimme noch etwas nachzittert von selbsterlebter Beugung und Bagnadigung. Wollen wir Eingang finden mit unserer Botschaft vom Heiland, so muß man's hören aus unseren Worten: „Auch ich war einst in Sündennot, da half mir Jesu Blut.“ Die andern müssen es merken, daß wir, wie die Legende es von Petrus erzählt, seit jener Nacht, da wir hinausgingen und bitterlich weinten, als er uns unsere Sünde offenbarte, immer eine Träne im Auge haben. Dazu paßt nicht das harte Urteil über andere Leute, das man so oft in unseren Reihen hört. Der alte Diedrichs in Elberfeld wurde immer schweigsam, wenn von anderer Leute Sünde die Rede war und sagte einmal, als man ihn deswegen fragte: „Wer selbst einmal Bankerott gemacht hat, der wird sehr still, wenn von anderer Leute Bankerott die Rede ist.“ Man muß uns das Bewußtsein anmerken, daß es uns vor Augen steht: Wenn bei anderen die Bücher nicht stimmen, bei mir haben sie auch einmal nicht gestimmt. Und ich will nicht der Reinigung meiner vorigen Sünden vergessen.

Auch darin wollen wir nicht von oben herab zu den Leuten reden, daß wir ihnen irgendetwas aufdrängen. Jene Frau sagte: „Kommt und seht, ob er nicht Christus sei.“ So wollen wir auch zu den Leuten reden. Daß er uns bis auf den Grund geschaut und dann geholfen hat, das soll klar hervorkommen, aber dann kein Befehlston, kein herrisches „Du sollst“, sondern eine bescheidene Bitte: Kommt und seht, ob er nicht auch euer Heiland ist, auch für euch so wie der Messias für alle sehrenden Herzen jener Zeit die Erfüllung aller Sehnsucht, alles tiefen Fragens, die Lösung aller Gebundenheit, die Rettung aus aller Verlorenheit bringt. Mit einem wunden Gewissen muß man zart umgehen, und Leute, die sich tief verstecken, muß man doppelt freundlich locken, „kommt, seht,

ob er nicht". So wie Jesus dieses Weib gelockt hatte mit seinen verheißungsvollen Worten vom „lebendigen Wasser“ und „ewiglich nicht dürsten“.

EIN VOLLMÄCHTIGER FÜHRER

1. Könige 18

Es war eine überragende und gewaltige Führergestalt im innersten Sinne des Wortes, der Elia, der auf dem Karmel zu dem Kreis der um den Baalsaltar tanzenden Derwische hintrat und zu dem Volk sprach: „Kommt her, alles Volk, zu mir“ (Vers 30). Wie tief war doch der Abstand zwischen dem Tumult der aufgeregten und abgehetzten Baalspriester und der Macht der Gottesstille, die über dem ganzen Wesen dieses Mannes lag. Ohne Zweifel hat er in den Stunden vorher in der Einsamkeit der Höhe des Karmel, in die er hernach alsbald wieder zurückkehrt, vor seinem Gott gestanden: ein Führer im Reich Gottes, ein Mann, der in der Stille Gottes zu Hause ist.

Es kann auf die Dauer niemand im Reich Gottes segensreichen Einfluß ausüben, der nicht das Geheimnis der Stille vor Gott kennt und dort die Quellen seiner Kraft besitzt. Wie mancher drängt sich heutzutage in leitende Stellungen, der nicht eine völlig geklärte Vergangenheit hinter sich hat, der noch nicht mit Gott im reinen ist. Da wird es bald zutage treten, daß seine Spannkraft gelähmt ist und seine Flügel zerbrochen sind. Ein Feind sitzt ihm im Nacken, seine eigene unvergebene Schuld und fällt ihm in den Arm und verstrickt seinen Fuß, daß er in seinem Werk zuschanden wird. Bei einem solchen Mann ist oft das Vordrängen in eine wichtige Stellung nichts anderes als die Äußerung seines unruhigen Gewissens. Es steht noch etwas zwischen ihm und Gott, und darum flieht er aus der Stille und Einsamkeit des Kämmerleins in das Getriebe einer Reichsgottesarbeit. Welch trauriges Bild: Führer in christlicher Arbeit, die auf der Flucht sind vor Gott.

Wie wohltuend sind die Männer, die aus der Stille Gottes kommen und um sich her eine Atmosphäre der Gottesstille verbreiten, so wie Elia auf dem Karmel. Er springt nicht, er schreit nicht, er kasteit sich nicht wie die anderen, er steht da in der Vollmacht Gottes. Gottes Auftrag, den er empfangen hat, ist das Rückgrat all seines Tuns. Der Gottesfriede und die

Gottesstille sind der Adel seines Wesens. Wir können nicht alle schon so gereift sein wie der Gottesmann Johann Albrecht Bengel, von dem man sagte, daß ihm die Ewigkeit auf der Stirne geschrieben stand; aber wem im Werk des Herrn auch nur die geringste Führerstellung übertragen worden ist, der sorge, daß er von der Ewigkeit her, aus Gottes Gemeinschaft heraus, das Leben betrachtet und lebt. Dem berühmten Kanzelredner Tauler begegnete, als er schon auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit war, im Walde einst ein Mönch und rief ihm zu: „Mann der Kanzel, werde ein Mann der Stille.“ Darauf hat sich Tauler monatelang in die Einsamkeit zurückgezogen, und als er dann wieder zu predigen begann, geschah es mit solch göttlicher Kraft, daß man Leute ohnmächtig aus der Kirche tragen mußte, denen sein Wort zu gewaltig gewesen war. Mann der Kanzel, du Mann aus dem Vorstand, du Leiter deiner jungen Schar, werde ein Mann der Stille.

„Da alles Volk zu ihm trat, baute Elia den Altar des Herrn wieder auf, der zerbrochen war.“ Er knüpfte an das Vergangene an. Nicht das sind die Führer in Gottes Reich, bei deren Auftreten man den Eindruck hat, sie glauben, daß mit ihnen erst eigentlich die Weltgeschichte oder die Vereinsgeschichte ihren Anfang nehme, aus deren Mund man eigentlich nur Verurteilung dessen hört, was früher gewesen ist, und was die Alten gewirkt haben. Wie schade, wenn sich die göttliche Erweckung, die einen leitenden Mann erfaßt hat, tot läuft und erschöpft in Kritik. Es ist so billig, auf die Fehler anderer Leute hinzuweisen. Manche suchen auch gerade darin ihre Entschiedenheit im Christentum darzutun, daß sie mit möglichst scharfen, ätzenden, unbarmherzigen Worten das ans Licht ziehen und vernichtend karikieren oder ironisieren, was früher an ihrem Ort im Weinberg des Herrn gebaut worden ist. Wieviel ähnlicher ist es doch der Art unseres Meisters, an das anzuknüpfen, was an Spuren des Wirkens Gottes von früheren Tagen noch vorhanden ist: die Steine von verfallenen Altären Gottes aufzuheben und wieder zusammenzufügen. Wieviel tiefer wird das Bußwort in die Gemüter fassen, wenn es versteht, dort Glocken zum Läuten zu bringen, die einstmals erklangen; wenn das suchende Auge mit Achtsamkeit hervorzieht, was an Erinnerungen früherer Segenszeiten noch in den Herzen verborgen liegt als heimliche, starke Fäden, an denen Gott die Menschen wieder zu sich ziehen will. Da gilt es, beim Anblick der Ruinen früherer Geistesarbeit immer wieder dankbar das anzuerkennen, was Gott gewirkt hat, und mit Bescheidenheit auf die Eigenart der Arbeit zu achten, wie

Gott sie früher an diesem Ort sich hat gestalten lassen, und daran anzuknüpfen. Wer besondere Verantwortung trägt, der muß in der Behandlung dessen, was er vorfindet, eine sehr zarte Hand haben und eine Zunge, die es verlernt hat, zu verletzen, wenn er über die Arbeit seiner Vorgänger spricht.

„Und er nahm zwölf Steine nach der Zahl der Stämme der Kinder Israels.“ Elia hatte von Gott nur einen Auftrag für das Nordreich, das Reich Israel, nicht für die beiden südlichen Stämme des Reiches Juda. Aber doch baute er den Altar des Herrn nicht auf nach der Zahl der zehn Nordstämme, sondern nach dem Maß des ganzen Volkes Gottes. Wer führt, muß einen weiten Blick haben für das Ganze des Reiches Gottes. Der, dessen Horizont nur beschränkt ist auf seine jetzt gerade ihm befohlene Arbeit und seinen Wirkungskreis, ist nicht geeignet, in Gottes Reich zu führen. Gott will sein Werk nicht nach dem Maß irgendeiner verkrüppelten Zahl treiben, nicht entsprechend den engen Schranken eines Teiles des zerrissenen Leibes Jesu Christi. Und wenn wir auch alle irgendwie auf ein Teilgebiet des großen Weinbergs Gottes mit unserer Arbeit uns beschränken müssen, und wenn wir auch mit tiefem Leid die Zerrissenheit des Volkes Gottes erblicken und daran vielleicht nicht viel ändern können, im Glauben müssen wir doch festhalten an der Einheit des ganzen Volkes unseres Gottes. Wenn unsere Betätigung sich beschränken muß auf unseren Teilabschnitt im Werk des Herrn, so muß doch der Altar unseres Kämmerleins und auch der Altar unseres Vereins, an dem wir beten, gebaut sein nach der Zahl des ganzen Volkes Gottes. Wer nur sein Fähnlein kennt und dessen Fortschritt allein im Auge hat, den beherrscht ein enger und kleiner Geist, der ihn unbrauchbar macht für große Aufgaben im Reiche Gottes. Wie sprach Mose, als solcher Geist sich an ihn heranmachen wollte? „Wollte Gott, daß all das Volk des Herrn weissagte und der Herr seinen Geist über sie gäbe“ (4. Mose 11, 26–29).

So zart und liebevoll Elia an das Frühere anknüpft, so schroff und unerbittlich ist er in dem Augenblick, wo er den Götzendienst ausrotten soll. Er ließ die Propheten Baals ergreifen, daß keiner entrinnen konnte, und tötete sie. Die Männer, die seit Jahren den Baalsdienst gefördert und sich dabei gemästet hatten, während ringsum das Land vor der Hitze verdorrte, und das Volk in seinen schwächsten Gliedern, zumal die Frauen und Kinder, in Scharen Hungers starben, die Männer, die die Ursache des Bannes und Fluches über dem Volk, des ganzen Jammers und Elends waren, das auf dem Lande lag, fanden bei ihm keine Schonung. Blieben sie am Leben, so

blieb der Götzendienst, und darum traf sie das wohlverdiente Gericht des Herrn. Ein Priester Gottes muß eine harte Hand haben, fest zuzupacken, um allen Götzendienst auszurotten. Und welcher Götzendienst liegt in unserem Werk näher als der Dienst seiner eigenen Ehre? Da gilt es, unerbittlich zu sein und alles in uns zu vernichten, worin wir uns selber suchen. Die Baalspriester rottete Elia aus. Vorher aber hatte er den Altar des Herrn gebaut, damit aller Augen nicht auf ihn, den Propheten, schauten, sondern auf den Herrn in der Höhe, und Gottes Ehre in seinem ganzen Handeln offenbar würde. Ein Leiter darf nicht im Vordergrund stehen wollen. Und nichts anderes ist es oft, wenn er die ganze Arbeit an sich reißt, so daß das junge Volk für ihn schwärmt und alles auf ihn blickt. Ein Leiter muß sich verstecken hinter den mitarbeitenden Gliedern des Vereins, muß seinen Brüdern Verantwortung übergeben und über dem ganzen Werke wachen, daß keiner sich selbst sucht, auch nicht in der Arbeit, sondern Gottes Ehre der eine tiefe Ton ist, auf dem das ganze Werk zusammenklingt.

Es ging bei den Altären des Baals oft wild genug zu im brutalen, ungehemmten Dienst der Fleischeslust. Hat vielleicht Elia auch deswegen hier solch strenges Gericht ergehen lassen müssen, um das ganze Volk zur Ernüchterung aus diesem Taumelgeist herauszuführen? Wir jedenfalls haben kaum ein Gebiet, auf dem wir, wenn wir in Gottes Reich mitarbeiten wollen, mit solch unnachgiebiger Strenge allen Bann unter uns und in uns aufdecken und alle Ketten zerreißen müssen, wie das Gebiet der fleischlichen Befleckung. In wie manchem Verein mag darum das Werk so kümmerlich dahinwelken, weil unter den verantwortlichen Männern solche sind, die „nicht heimliche Schande meiden“. Eine Kette ist immer nur so stark wie ihr schwächstes Glied. Wenn sie angespannt wird, so wird sie an dieser Stelle reißen. Gibt es nicht Vereine, wo ein Führer das ganze Werk zurückhält und lahmlegt, weil er auf diesem Gebiet bei sich selbst nicht reine Bahn gemacht hat? Haue sie ab und wirf sie von dir, die Hand, die an der Sünde Gefallen hat. Reiß es aus und wirf es von dir, das „Auge voll Ehebruchs“. Es kostet etwas, Leiter zu sein. „Der Herr erzeigt sich heilig an denen, die ihm nahe sind“ (3. Mose 10, 3).

Wie verschieden waren die beiden Männer an der Spitze des Volkes Israel in jenen Tagen. Ahab, der König, ein fleischlicher Mann, dem Elia nur den einen Rat geben kann: „Ziehe hinauf, iß und trink.“ Und Ahab zog hinauf, „zu essen und zu trinken“. Trotzdem Gottes Blitz so dicht neben ihm ein-

geschlagen hatte, trotzdem seine 400 Freunde in ihrem Blute lagen, trotz der gewaltigen Eindrücke von Gottes Macht und heiligem Ernst war ihm der Appetit nicht vergangen: ein irdisch gesinnter Mann. Sind nicht solche auch viele unter uns in leitenden Stellungen? Und ob es nicht das äußere Essen und Trinken ist — ist es das wirklich nicht? — so sieht man sie doch eifrig damit beschäftigt, sich in ihrem Reichsgotteswerk ein gemütliches und behagliches Nest zu bauen, da man seinen Interessen nachgeht, in geistiger und geistlicher Genußsucht, in Unterhaltung und Ausflügen, Familien- und Vortragsabenden. Sie entbehren nichts, was ihrem natürlichen Menschen behagt; aber Mitarbeit? Das andere wird Elia besorgen, so denkt Ahab. Was jetzt noch nötig ist, das kann ich ihm überlassen; gut, daß er es tut, sonst müßte ich mich wohl noch dafür hergeben, — und ging hinauf, zu essen und zu trinken.

Wie ganz anders Elia. Er ging auch hinauf. Als Ahab zu seinen Zelten abbog, mag der Gottesmann dem Troß der Höflinge schweigend nachgeschaut haben. Sie haben sich schon wieder in die neue Lage gefunden, und keiner von ihnen denkt an das, was nun noch fehlt, damit der Regen Gottes auf das Land komme. Elia ging auch hinauf, ein einsamer Mann. Es kostet etwas, ein Führer zu sein in Gottes Reich und Verantwortung zu tragen. Und niemand mache sich herzu zum Dienst des Herrn, der diesen Preis nicht bezahlen will: ein Führer muß einsam sein können. Alle schweren, tiefen, echten Dinge unseres Lebens müssen wir allein tun, aber das ist unser Trost: Wir biegen ab von Ahabs Weg, der zu Tisch geht. Unser Weg führt in die Einsamkeit; aber dort erwartet unser der Herr. Wenn wir ganz allein sind, merken wir, daß wir nie allein sind, „denn du bist bei mir“!

Ahab ging hinauf, Elia ging noch höher hinauf, auf des Karmels Spitze — an die Arbeit des Betens. Er hatte auch den ganzen Tag noch nichts gegessen, aber er dachte nicht an sich, er verspürte keinen Hunger, er dachte an Gottes Werk, an sein armes Volk. Ein Mann Gottes darf nicht an sich selber denken. In entscheidenden Augenblicken kann auch die Gesundheit erst in zweiter Linie beachtet werden. Auch darauf wollen wir unsere jungen Männer hinweisen: die Großen in Gottes Reich haben ihre Höhe nicht durch einen leichten Flug erreicht, sondern sie haben, während ihre Kameraden schliefen und aßen, gearbeitet, gedacht, studiert, gerungen. *Nur mit einem ganzen Mann ist Gott ganz.*

Alsbald nach der wunderbaren Erhörung seines Gebetes wird Elia in neue Gebetsarbeit hineingeführt. Ein Arbeiter unseres Gottes hat eigentlich niemals Ferien. Es ist seine Not und seine Freude, daß er immer wieder neue Aufgaben vor seinen Augen sieht. Wir dürfen nicht glauben, wenn der Herr uns in unserem Werk einen Segen geschenkt hat, nun wäre alles in Ordnung, nun könnten wir unsere Hände in den Schoß legen, nun sei es für eine Zeitlang getan. Jede Arbeit hat noch ihre unerschlossenen Gebiete jenseits ihrer bisherigen Grenzen. Und wer dem Herrn sein Leben ergeben hat, wird von ihm immer weiter in diese unerschlossenen Gebiete hineingeführt. Glaubt er am Schluß einer Versammlung, eines Evangelisationsfeldzuges, im dankbaren Aufblick zum Herrn jetzt ein wenig ausspannen zu dürfen, da warten schon an der Türe des Saales, da stehen schon an seinem Heimwege die Menschen mit großen fragenden Augen, und er kann nicht an Müdigkeit und eigene Bequemlichkeit denken. Von einer Erhörung geht es alsbald in neue Arbeit hinein. Das ist der Geist der Hingabe, den ein Führer sich von Gott erbitten muß. „Ruben hielt hoch von sich und sonderte sich ab.“ Als der Hilferuf der Prophetin Debora über den Jordan erschallte, blieb Ruben träge zwischen seinen Hürden, zu hören das Blöken der Rinder. Ihn traf die Not ja noch nicht, ihm ging es noch lange gut. „Sebulons Volk aber wagte seine Seele in den Tod“ (Richter 5, 18). Das sind die Mitarbeiter Gottes.

Wir wollen nicht beten um ein leichtes Leben, sondern dem zustimmen: „Nun ist es geschehen, die Freiheit ist hin, weil ich ein Gebundener Immanuels bin.“

„Elia bückte sich zur Erde und tat sein Haupt zwischen seine Knie.“ Ein Führer muß ein Beter sein. Nicht das Rennen und Laufen, nicht das Planen und Organisieren, sondern das Beten ist das Wichtigste in unserer Arbeit. Organisieren mag Erfolg bringen, aber je mehr Gebet, desto mehr Frucht. Die Quellen, die die Räder treiben, entspringen an sehr geheimen Örtern. Die Palme muß in ihren Wurzeln Verbindung haben mit einer Quelle in der Tiefe, sonst kann sie niemandem Erquickung bieten. Wie mancher läßt sich durch die Menge der Aufgaben hin- und herzerren und ist eigentlich immer äußerlich und innerlich im Trab, statt daß er aus all den vielen Aufgaben heraus immer wieder einkehrte im stillen Kämmerlein und „am Brunnen des Anrufers“ (Richter 5, 19) seinen Geist erquickte. Nicht nur zur Erquickung soll uns das Kämmerlein gereichen, dort ist auch das innerste Schlachtfeld unserer Ver-

einsarbeit. Dort muß durchgebrochen werden durch die Menge der Widerstände in den Verhältnissen und in den Menschen, durch den Geist der Trägheit, der wie Mauern sich gegen unsere Arbeit erhebt. Dort muß zusammengebetet werden, was sich so leicht entzweit im Bruderkreis. Und diese Arbeit ist nicht leicht. Es ist viel leichter, sich unter unendlich gehäuften Pflichten müde, ja fast zuschanden zu arbeiten, als im Kämmerlein durchzuhalten im stillen, treuen Gebet.

Da sinkt das Haupt zwischen die Knie. Da kann der Beter auf nichts anderes mehr sehen als nur noch in die unsichtbare Welt hinein, auf den Herrn, seinen Gott. Und da wird der Prophet vor Gott ein geringer Mann. Elia, der vorher wie eine Mauer dem Volk gegenüber stand, er liegt jetzt wie ein Wurm auf seinem Angesicht vor Gott. Der so furchtbar die Sünde richtet, kann es nur, wenn er sich tief beugt vor dem Heiligen.

So ging Elia den untersten Weg um Ahabs willen, um des Volkes willen. Ein Führer muß buchstäblich aller Diener sein. Er muß sich manchmal erniedrigen und den untersten Weg gehen, um etwas wieder zurechtzubringen, was andere versäumt oder verfehlt haben. Er muß sich selbst entäußern und oft mit Absicht hintenan stellen, damit man nicht auf ihn schaut und an seiner Person hängen bleibt, damit er nicht den Eindruck erweckt, als suche er etwas für sich, sondern damit aller Augen auf Jesus gerichtet sind. Hier ist oft der allerzarteste Maßstab zu finden, ob jemand wirklich einer ist, den Gott berufen und ausgerüstet hat. Das sind die rechten Brautwerber unseres Herrn Jesu, die die Augen der Braut, d. h. der Menschenseele, nicht auf sich ziehen, sondern auf den himmlischen Bräutigam lenken. Das sind die rechten Führer, die sprechen: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christ, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte.“

VON NUN AN!

Lukas 5, 10

Dieses „von nun an“ bedeutet auf dem Weg des Petrus einen Grenzpfahl.

Hinter ihm lag ein Leben, wie sie es alle damals führten. Man mühte sich, schlecht und recht in der althergebrachten

Frömmigkeit und Kirchlichkeit seinem Gott zu gefallen und wurde seines Glaubens niemals froh. Ohne Gott hätte man es leichter gehabt. Aber nun man ihn einmal kannte aus seinem Gesetz, war es ein Leben unter ständigem Druck im Dämmer oder gar im Dunkel. Mit immer neuen Vorsätzen begann man täglich seinen Lauf. Wie oft war noch die Sonne nicht auf der Höhe, da trug der Tag schon seinen Trauerflor. Und abends warf man sich doppelt elend auf sein Lager: gequält vom bösen Gewissen, ein Sklave seiner Lüste und Triebe von früh bis spät, in dumpfer Gleichgültigkeit, hoffnungslos, ziellos. So ging es jahraus, jahrein.

Da war dieser Jesus in sein Leben hineingetreten, und seine gütige Hand hatte ihm seine große Gabe ins Schiff hineingelegt. Das war die Entscheidungsstunde für Petrus, und er zuckte nicht zurück.

Er dankte nicht dem Heiland mit vielen hohen frommen Worten. Durch viele Worte hätte er nur wie durch einen Blitzableiter den Strahl abgelenkt, nebenhinein in den Boden. Und Jesus wäre traurig weitergegangen: Meinem innersten Zug gibt Petrus nicht nach, meinem tiefsten Griff weicht Petrus aus. Auch versteckte er sich nicht hinter Gottes Wohltat, als ob der große Fischzug ein Beweis dafür wäre, daß Jesus mit ihm zufrieden sei.

Nein, Petrus hatte den Meister verstanden: er lag vor Jesus auf den Knien. Was werden die anderen gedacht haben? Die in Sündennot sind, sind anderen oft sehr wenig verständlich und kommen ihnen wunderlich vor. Für Petrus war dieser Augenblick das Ende seines Kämpfens und Ringens, seinem Gott zu gefallen. „Es war ihn ein Schrecken angekommen“: Du bist so gut, und ich bin so schlecht! Und was er gewohnheitsmäßig und mit den andern in Liturgie und Gottesdienst so oft bekannt hatte, „wir sind alle Sünder“, das wurde ihm jetzt zu seinem Wort, das ihm wie Feuer in der Seele brannte: „Ich bin ein sündiger Mensch.“ Da hatte ihn Gott, wo er ihn haben wollte. Da war er reif für das Wort der Gnade, das nur der versteht, der in solchem Zusammenbruch seines eigenen Könnens und Strebens vor Jesus auf sein Angesicht gefallen ist.

Von nun an. Das war der Sonnenaufgang für Petrus, da stand der Grenzpfahl auf seinem Lebenswege. Hinter ihm lag sein Leben, grau in grau, ein Alltag an den andern gereiht, trotz aller Sonn- und Feiertage; hinter ihm lag Mühe und Plage, und seines Lebens Horizont war ausgefüllt mit

Fischen, Netzen, Schiffen, — Fischen, Netzen, Schiffen. Und jetzt? Der Heiland weist ihn mit diesem Wort auf eine Welt, die Jesus zugeführt und ihm zu Füßen gelegt werden soll. Welch ein neues Leben leuchtet da zum erstenmal in des Petrus Herz hinein! Bodelschwingh war ein Pastor wie viele Pastoren. Da zeigte ihm Gott seinen Horizont, die Epileptischen. Und er war dem Ruf seines Herrn nicht ungehorsam. Da war er „Bodelschwingh“. Ein jeder Mann muß seinen Horizont für sein Leben finden.

Wohl dem, der seinen Dienst gefunden hat. Es braucht nicht ein Leben zu sein wie das von Bodelschwingh. Aber Gott hat seinen Plan mit jedermann. Und Gott hat seinen Dienst für jeden jungen Mann in Deutschland, der seinen herrlichen Sonnenaufgang erlebt hat, da Jesus ihm die Sünden vergab. Für den gibt es nur noch einen Lebenszweck. Überall, wo er hingestellt ist und seinen Beruf ausübt, werben für Jesus; nicht durch dies oder jenes Mittel seine Freunde und die Jugend rings umher zu beglücken und zu bereichern. Nein, nur dies eine ist sein Ziel: seine Brüder, die noch unter der Last gehen, bei der Hand zu nehmen und sie dem zuzuführen, der der Jugend geben kann, was sie braucht und wonach sie sich sehnt, der ihren Mund fröhlich macht und durch seine Gnadentat ihre Lieder weckt, so wie draußen in der Natur beim Sonnenaufgang der ganze Wald in seinen Jubel ausbricht.

Von nun an — Menschen fangen! Vor einer Stunde noch hätte Petrus dieses Wort gar nicht verstanden. Aber jetzt versteht er es. Um manches Wort Gottes zu verstehen, muß man erst etwas mit seinem Heiland erlebt haben. Ihr lieben Brüder, die ihr die Not ringsum seht, und mit Macht getrieben werdet, mit anzugreifen und zu helfen: Geht nicht in die Not hinein ohne Gott! Sie frißt euch auf, sie schlingt euch hinab, sie zerreibt eure Kraft. Euer Leben wird zerschellen an der harten grausamen Wirklichkeit und im unfruchtbaren, oberflächlichen, ruhelosen Kampf. Erst der Sonnenaufgang, dann das Tagewerk für Jesus.

Wahrlich, es soll euch nicht gereuen. „Sie verließen alles und folgten ihm nach.“ Als der Heiland ihnen die Hände mit seinem ewigen Glück füllte, da ließen diese Hände alles los, was ihnen bisher das Wertvollste, ja der Inhalt ihres ganzen Lebens gewesen war. Wer einmal die Tränen in eines Sünders Auge gesehen hat, wie Jesus sie trocknete, der hat für andere Perlen keinen Sinn mehr. Der hat seinen Horizont gefunden. Der weiß seines Lebens Zweck und Ziel. Das sind dann die

Leute mit dem hundertprozentigen Christentum, Leute, die sieben Tage in der Woche dem Heiland gehören.

Bist du schon an dem Grenzpfahl angekommen? Stehst du heute davor? Greif zu, mein Bruder. Ich darf dich neugierig, hoffnungsvoll, erwartungsvoll machen auf das, was „von nun an“ in deinem Leben geschehen wird, wenn Jesus es adelt durch seine Gnade und seinen Dienst. Greif zu, mein Bruder, aber denke daran: Sie gaben alles andere auf! Alles! Ein geteiltes Herz nimmt Jesus nicht an.

BRIEFE VON DER HAND DES KÖNIGS

2. Chronika 30

In der Reformationsbewegung zur Zeit Hiskias sehen wir den König als einen zielbewußten und tatkräftigen Mann vor uns stehen. Als er durch das große Versöhnungsfest sein Volk zum Gottesdienst der Väter zurückgeführt hatte und „anfang der Gesang des Herrn“ (2. Chronika 29), da lag es ihm am Herzen, nun auch in allen Dingen die Ordnung des Gottesdienstes nach dem Gesetz wiederherzustellen. Was er nach Beratung mit den Obersten des Volkes dem ganzen Volk durch seine Läufer als seine Botschaft mitteilte, indem er ihnen „Briefe von der Hand des Königs“ (Vers 6) gab, und was sich bei dieser Gelegenheit im Volke zeigte, alles was wir daraus für uns und unser Werk an Winken und Weisungen entnehmen können, wollen wir uns vor Augen halten, als wären es Briefe unseres Königs und Herrn für uns und unsere Arbeit.

„Der König hielt einen Rat mit seinen Obersten“ (Vers 2). Es war ein weiter Weg, der vor ihm lag, und ein hohes Ziel, das er verfolgte, und es kam erst zu der Erhörung seiner Gebete, als der Herr „ihnen gab einerlei Herz, zu tun nach des Königs und der Obersten Gebot“ (Vers 12). Nur Gott konnte die innere Einigung im Volke als seine Gabe herbeiführen und schenken. Und dieses Zusammenstehen war die Grundlage alles späteren Segens. Aber das Vorbild des Hiskia hatte schon den ersten Akkord des neuen Liedes angeschlagen. Ihm lag daran, das Werk, das vor seiner Seele stand, nicht als einzelner durchzuführen. Er konnte es auch nicht allein. Niemand kann etwas Derartiges allein schaffen. So nahe es lag, daß er als der König allein mit Befehlen und Verordnungen vorging – „er hielt einen Rat mit seinen Obersten“. So stark die Versuchung

gewesen sein mag, daß er als junger Mann bei seinen Erwägungen die alten, verrosteten, eingeschlafenen Führer des Volkes überging: „Er hielt einen Rat mit seinen Obersten.“

Wie manches Leid könnten wir uns in unserer Arbeit ersparen, wenn wir so zusammenständen! Es liegt kein Segen darin und oft genug ein Fluch darauf, wenn einer noch gar von oben herab in die Gemeinschaft der Brüder hineinregieren will. Wo man die Mitarbeit der anderen zurückschiebt und nicht durch gemeinsames Ratpflegen ihre Kräfte für Gottes Reich weckt, wo man aufkommende Kritik der Arbeitslust mit dem Worte erledigt: „Das mache ich schon allein“, — da zieht sich Gottes Geist zurück. Alle Einspännerei ist im Reiche Gottes vom Übel. Es ist eine Ausnahme, wenn einmal einer bei ganz verfahrenen Verhältnissen allein durchgreifen muß. Es kann auch einmal eine Erweckung durch einen einzelnen entzündet werden, aber Bestand hat das Werk erst, wenn ein betender Bruderkreis sich darum schart und dafür eintritt. Niemand soll die Brüder verachten, auch dann nicht, wenn sie anfangs mehr Arbeit machen als voranhelfen, mehr Last als Hilfe sind. Der Meister schickte sie je zwei und zwei und sorgte dadurch für die Ergänzung untereinander. Die Apostel wollten nicht arbeiten im Vertrauen auf ihre eigene Kraft, sondern „durch Hilfe auch eurer Fürbitte“. Als die Gemeinde versammelt war, sprach der Heilige Geist: „Sondert mir aus Barnabas und Saulus“ (Apostelgeschichte 13, 2). Auch diese großen Männer wurden zu zweien entsandt. Es ist ein großer Segen für einen Arbeitskreis, wenn die leitenden Brüder das wundervolle Vorbild geben: „Sie halten einen Rat miteinander.“

Besonders schön ist das Bild, wenn die Jüngeren sich vertrauensvoll zu den Älteren finden, auch dann, wenn sie an dem alten Zustand vieles zu tadeln haben und zu ändern wünschen. Die Frage von jung und alt, die unter uns oft viele Schmerzen bereitet, käme der Lösung ein gutes Stück näher, wenn die jungen Männer so wie Hiskia auch bei widerstrebenden oder passiven Widerstand leistenden älteren Brüdern es doch zunächst auf diese Weise versuchten: Sie hielten einen Rat miteinander. Sicher ist in manchem unserer Vereine dies die größte Not, daß sich alte, um ihre Ehre besorgte Führer früherer Zeiten hartnäckig dem entgegenstellen, was Gottes Geist in jüngeren Brüdern weckt und wirkt. Und doch sollte immer wieder aufs neue zunächst den Jüngeren gesagt werden: seid ängstlich besorgt um den Segen Gottes, der sich dann von

euch wendet, wenn ihr die Ehrfurcht dem Alter gegenüber verletzt. Gebt euer Ziel nicht auf, rufet unter Umständen aus anderen Kreisen verständige Brüder zur Hilfe herbei, aber geht lieber den untersten Weg, ehe ihr die zarte Linie überschreitet, die die Jugend dem Alter gegenüber einhalten sollte, und die so wichtig ist für das Bleiben des Segens Gottes.

Nun scheltet nicht, daß ich immer wieder dasselbe sage, aber ich nehme jede Gelegenheit wahr, um immer wieder auch die Kinder zu bitten, ihren eigenen Eltern gegenüber diese Mahnung des Wortes Gottes sehr ernst zu nehmen. Haltet einen Rat mit ihnen, sucht ihr Vertrauen immer wieder aufs neue zu gewinnen, auch wenn es einmal schwer fällt. Lasset den ganzen Wandel eures Umgangs mit den Eltern so in herzliche, wirklich herzliche Liebe getaucht sein, daß dadurch leicht die Wege gebahnt sind, daß ihr zu einem gemeinsamen Rat-schlagen kommt, auch über die Dinge, wo eure Meinungen weit auseinandergehen. Das ist Gottes Wille: nicht daß die Kinder die Eltern belehren, auch nicht, daß sie sie bekehren, auch nicht nur, daß sie, wenn dies nötig ist, sie ernähren, sondern daß die Kinder die Eltern ehren. Es sitzt mancher in unseren Versammlungen und Vereinen, der es wirklich ernst und treu meint mit seinem Dienst für Gott, auf dessen Leben aber kein Segen ruhen kann, weil er nicht richtig zu seinen Eltern steht.

Freilich gilt es nun, auch ein ernstes Wort denen unter uns zuzurufen, die Priestern zu vergleichen sind, von denen Vers 3 uns sagt: das Passahfest konnte nicht gehalten werden, man mußte es um einen Monat verschieben, „darum, daß der Priester nicht genug geheiligt waren“. Stehen sie da nicht vor unserer Seele, die Alten in unseren Vereinen, die ein Hindernis sind statt ein Segen, um derentwillen die Feste Gottes unter der Jugend nicht gefeiert werden können, weil sie, die Verantwortlichen, es nicht ernst genug nehmen, weil die berufenen Leute, die Vorsteher, nicht Schritt halten mit Gottes Gedanken, mit seinen Gnadenabsichten in seinem Werk? Darum fallen heilige Feste der Jugend aus. Wie viele sind unter den älteren Brüdern, denen es am liebsten ist, wenn alles nach der alten Melodie geht, und die sich gegen vieles einfach mit der Begründung sträuben: das haben wir früher auch nicht gehabt. Bei der alten Leier sind sie eingeschlafen und können nun nicht verstehen, daß sich in manchem, was ihnen vielleicht revolutionär erscheint, ein heiliges, innerstes Verlangen der Jugend nach neuem Erleben Gottes Bahn bricht. Gottes Werk

verkümmert wegen der Gleichgültigkeit seiner Knechte. Gott hätte wohl gerne längst weiter geführt, aber die Führer waren nicht bereit. Darunter leidet das Werk. Man hat seine Methode, nach der man immer gearbeitet hat.

Festgefahrene Methoden sind sehr oft ein Zeichen von geistlicher Armut. Weil man nichts Neues vom Herrn empfängt, keine neuen Weisungen und keine neuen Worte, so kratzt man immer aufs neue das Alte mühsam zusammen und setzt es zum hundertsten Male den jungen Leuten vor, die schon beim ersten Worte wissen, was nun alles kommen wird. Der Priester waren nicht genug geheiligt, darum konnte das Fest zur selbigen Zeit nicht gehalten werden. Gott schenke, daß mancher der älteren Brüder, die für die Leitung seines Werkes verantwortlich sind, wenn er dies liest, mit aller Unerbittlichkeit den göttlich ernstesten Maßstab an sein Leben legt: stehe ich auch vielleicht dem Wirken Gottes im Wege? Halte ich vielleicht Gottes Segen auf? Jugend wird beraubt um Gottes Feste, weil – der Priester nicht genug geheiligt sind.

Wenn solche Mahnung die Herzen trifft, dann kommt oft eine neue Not zutage. Man gibt sich ans Werk und will nicht zurückstehen hinter dem, was anderswo getan wird, aber dies Arbeiten im Weinberg des Herrn ist nicht nach Gottes Plan und nach Gottes Gedanken. Es war auch in Juda etwas Ähnliches wie ein Passah gefeiert worden, aber „es war lange nicht gehalten, wie es geschrieben steht“ (Vers 5; 26). Das muß der Maßstab sein: Wollen wir Segen haben in unserem Dienst, so müssen wir arbeiten nach Gottes Wort und nicht etwas aufbauen, das hinter dem Ideal des Geistes Jesu Christi zurückbleibt. Wie wir es äußerlich gestalten, ob wir dabei in den alten Bahnen bleiben oder neue, ja modernste Formen einführen, darauf kommt es nicht wesentlich an, aber alles liegt daran, daß der Geist und Inhalt unseres Werkes nach Gottes Wort ist, „wie es geschrieben steht“.

Zu der rechten Höhenlage, die unser Werk braucht, wenn es nicht versinken und untergehen soll, gehört vor allem eine klare Botschaft. Nicht eigene Weisheit ist es, die wir bringen sollen, sondern „Briefe von der Hand des Königs“. Wir tun gut, auf das zu achten, was eine verständliche psychologische Wissenschaft uns erarbeitet, damit wir in der rechten Weise dem Jugendalter dienen können. Aber unsere Aufgabe ist es nicht, vor allen Dingen von den Menschen auszugehen und sie zu voll entfaltetem Menschentum zu führen, so wie es uns die seelenkundlichen Ergebnisse der Wissenschaft vielleicht nahe-

legen könnten. Unsere Aufgabe ist es nicht, allen religiösen Möglichkeiten der Jugendseele zur Erfüllung zu verhelfen, sondern wir haben den einen Dienst, als Läufer die „Briefe von der Hand des Königs“ in unserer Jugend herumzutragen.

Und darin, in dem Wort unseres Gottes steht mit heller Klarheit immer wieder als die Grundforderung an jedem Menschen: „Bekehret euch zu dem Herrn“ (Vers 6). Man mag dies Wort schelten, man mag Gründe anführen, warum man es vielleicht heute besser vermeidet, man mag mit anderen Worten dasselbe zu sagen versuchen; uns soll jeder Weg recht sein, der zum selben Ziele führt, aber das Ziel lassen wir uns nicht verrücken. Es kommt für jeden Menschen und auch für jeden jungen Mann auf eine klare Entscheidung an. Halbheit ist Armut! Es gibt auf die Dauer nichts Entsetzlicheres und allen Lebensmut Lähmenderes als die Methode, die scheinbar so gerecht und weise ist und doch so ganz jeder psychologischen Einfühlung entbehrt, die Methode, daß man bei den Fragen des geistlichen Lebens und der Grundentscheidung eines Menschen immer alles in der Schwebel läßt, bei der Wortverkündigung immer mit der einen Hand wieder nimmt, was man mit der anderen Hand gegeben hat, oder mit der einen Hand in falschem Mitleid das wieder gibt, was die andere Hand in heiliger Entschiedenheit Gottes hat nehmen müssen. Das junge Herz sehnt sich nach Gewißheit. Man möchte endlich vor Anker gehen und zur Ruhe kommen, man möchte Wurzel schlagen in dem lebendigen Gott, um Früchte zu bringen und nicht ewig ein umgetriebener und heimatloser, unfruchtbarer Mensch zu bleiben, der niemandem zu Dienst und zu Hilfe sein kann.

Und diesem tiefen Bedürfnis nach Gewißheit, nach einem klaren Entweder-Oder kommt Gottes Wort entgegen. Von Gott her ist das die eine Forderung an die gefallenen Menschen: Bekehret euch! Und in dem Wort liegt der Aufruf zu einem klaren Entschluß. Es liegt darin nicht, daß man allmählich die Richtung ändern und dann in weitem Bogen langsam den Weg zurück zu Gott suchen solle. Wie viele in unseren Gemeinden fassen es so auf und wollen sich langsam „bessern“ und „je länger je mehr“ Ernst machen mit der Sache Gottes. Unvergeßlich ist mir das Wort eines alten Herrn, der mir, als ich auf die Halbheit des jungen Geschlechts der vornehmen Welt den Finger legte, damit einen Trost zu geben glaubte, daß er mir sagte: „Die sind in der großen Kurve.“ Wie mancher ist aus den „Kurven“ nie herausgekommen und darüber am ewigen Ziel vorbeigefahren. „Bekehret euch!“, das fordert

einen Entschluß, ein Heute, ein Jetzt, ein Aufstehen von seinen Sünden, ein Brechen mit alten Freunden, ein Aufmerken: Jetzt schlägt die große Glocke an, „und er machte sich auf“.

Wir könnten solche Forderung, die über die Kraft jedes Menschen geht, nicht mit Freudigkeit und Zuversicht an unsere jungen Männer herantragen, wenn nicht in den „Briefen von der Hand des Königs“ auch geschrieben stände: „Denn der Herr, euer Gott, ist gnädig und barmherzig und wird sein Angesicht nicht von euch wenden, so ihr euch zu ihm bekehret“ (Vers 9). Furchtbar ist es für einen Menschen, der sich zum Herrn bekehren will und es nun inne wird, daß der Herr sein Angesicht von ihm wendet, ja, daß Gottes Angesicht gegen ihn steht. Da mag es wohl bei manchem durch bittere Stunden, Tage und Wochen hindurchgehen. Um so treuer wollen wir sein, aus den „Briefen von der Hand des Königs“ ihnen immer wieder zu bezeugen: Der Herr ist gnädig. Ja, das ist ja eigentlich der Inhalt all unseres Zeugnisses, das Wort von Gottes Gnade, die alte, alte Geschichte von Jesus und seinem Kreuz. Das ist der Brief von der Hand unseres himmlischen Königs, da steht es geschrieben mit dem Blute des Sohnes Gottes, daß der Herr uns gnädig ist. Nie wollen wir müde werden, diese Botschaft vor die hungrigen und suchenden Augen unserer jungen Männer zu stellen. Und wenn sie uns die Frage stellen, die manchen von seiner Kindheit an bewegt: „Ich möcht so gerne selig sein und weiß nicht, wie ich's mach“, dann wollen wir sie auf den edlen Ritter Parsifal hinweisen: Rein wollte er durchs Leben gehen, und es hatte ihn doch ein Pfeil der Sünde getroffen. So wanderte er durch den Wald am Karfreitagmorgen, das Herz beschwert, sein Auge umdunkelt. Da kam er an die Höhle eines Einsiedlers. Er band sein Pferd an einen Baum, schritt in die Höhle und trat vor den Mönch mit dem einen Satz: „Herr, nun gebt mir einen Rat, ich bin ein Mann, der Sünde hat.“ Und der Einsiedler wies ihn, ohne ein Wort zu sagen, am Karfreitagmorgen hin auf das Bild des Gekreuzigten. —

Das ist es, was wir tun wollen, wenn vor uns ein Mann steht, der Sünde hat: hinweisen auf den, der für uns starb, ihm vorlesen aus den „Briefen von der Hand des Königs“: All Sünd hat er getragen, sonst müßten wir verzagen, — und ihm in Gottes Namen versichern und versiegeln: Du darfst kommen, „denn der Herr ist gnädig!“

Noch ein Wort steht in den „Briefen von der Hand des Königs“, ein Wort vom Gericht, daß der Herr die, die sich an

ihm vergreifen, dahingibt in die Verwüstung, „wie ihr selber sehet“ (Vers 7). Es ist eine Forderung der Wahrhaftigkeit und der Barmherzigkeit, daß wir auch das Wort vom Gericht in unserer Verkündigung nicht unterdrücken. Lasset uns doch den jungen Menschen, die sich oft selbst keinen Reim zu machen wissen auf ihr Leben, diese Deutung von Gott nicht vorenthalten: Es geht euch schlecht beim Satan. Ihr seid dahingegeben in die Verwüstung, wie ihr selber sehet. Und *lasset uns nicht verschweigen, daß es furchtbar ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen*, und furchtbar, hineinzusterben in Satans Hand. Wollen wir Läufer sein, die die „Briefe von der Hand des Königs“ tragen durchs Jugendland, dann haben wir nicht die Vollmacht, in diesen Briefen etwas auszustreichen, von der Botschaft etwas zu verschweigen. Keiner hat ernster vom Gericht und von der Verdammnis gesprochen als der Mund der ewigen Liebe selbst, Jesus, der, um uns vom ewigen Feuer zu erretten, sein Leben für uns dahingab. Wir sollen nicht klüger und auch nicht liebevoller sein wollen als Gott. Und darum gehört in unsere Verkündigung das Wort vom Gericht.

Das Wort „wie ihr selber sehet“ ist ja auch so lebenswahr. Wir haben alle unser Urteil und unseren Spruch in der Brust: vom Himmel herab ist uns das ewige Leben abgesprochen, und wir fühlen das Gericht, das über uns hängt. Wohl dem, dem Gottes Wort zur Klarheit hilft. Wehe dem, dem alle Verkündigung von der Gnade, auch die Verkündigung vom Gericht, nicht hat zur Entscheidung helfen können. An jenem Tage wird er nur ein Wort zu erwidern haben: Ich habe es alles gewußt, aber ich habe nicht gewollt. Das wird die Hölle in der Hölle sein.

Darf ich es euch noch einmal so darstellen: Ich sah das Endgericht vor Gottes Thron. Jesus stand als der Richter vor aller Welt Scharen, und er rief die zu seiner Rechten: „Kommet her, ihr Gesegneten!“ Und sie zogen ein zu ihres Herrn Freude. Da wandte sich der Meister langsam um. Es ging nicht schnell, es war, wie wenn ein Zögern in seiner Bewegung gelegen hätte. Und dann kehrte er sich zu denen zu seiner Linken und hob die Hand empor: „Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!“ Ich sah, wie sie forteilten, fast sich überstürzten. Zwei, drei blieben stehen und schauten noch einmal zurück, und einer sprach zum anderen: „Hast du die Hand gesehen? Auch die linke Hand ist durchbohrt.“ – Das wird die Hölle in der Hölle sein. Auch die linke Hand, auch die Hand, die die Verdammten

von sich weisen muß, trägt die Spur, daß er für sie gestorben ist, daß sie hätten — können — selig werden. Sie haben es gewußt, aber sie haben nicht gewollt. Das wird die Hölle in der Hölle sein.

„Dahingegeben in die Verwüstung, wie ihr selber sehet!“

NICHT WIE IN ÄGYPTEN

5. Mose 11, 8—17

Das Volk Israel stand an einem neuen Anfang. Mose legte es ihm vor, daß das Leben im Lande der Verheißung nicht nach denselben Regeln gehen werde wie in Ägyptenland. Dort hatten sie in den Niederungen des Nil ihr Land bewässern müssen wie einen Kohlgarten, indem sie ihre Schöpfräder traten und das fruchtbare Naß auf ihre Ländereien leiteten. Daraus war ihnen immer ihr Lebensunterhalt zugewachsen.

Kanaan werde „nicht wie Ägyptenland“ sein. Es hat Berge und Auen an den Hängen der Hügel. Da ist keine Möglichkeit, diese Äcker und Wiesen durch die Kraft der Schöpfräder aus den Niederungen eines fruchtbaren Flusses zu feuchten: alle Frucht hängt davon ab, ob der Regen des Himmels die Auen trinkt.

Kann man nichts tun, um die Fruchtbarkeit der Felder von sich aus zu steigern? Nein, mußte Mose antworten. Ist denn dann unsere Existenz nicht in Frage gestellt? Nein, sie ist auf Gott gestellt! Denn „der Herr, dein Gott, hat acht auf dies Land, und die Augen des Herrn sehen immerdar darauf von Anfang des Jahres bis an das Ende“. Von Gottes Treue, davon, daß er seine Verheißungen hält, werden sie in Zukunft abhängen. Das ist ein neues Leben, „nicht wie in Ägyptenland“. Ob nicht wiederum manche in Israel sich bei dieser Aussicht zurücksehnten nach Ägyptenland, nach der sicheren Gewähr, die dort ihr Fleiß, ihre Mühe, ihre Arbeit, da sie ihr Land „selbst tränken mußten“, ihnen für ihr Durchkommen bot? Das neue Leben, ein Leben, das nur auf die Verheißung und Treue des unsichtbaren Gottes sich gründete, war doch zu ungewiß!

Vor einer ganz ähnlichen Entscheidung stehen wir alle, ihr lieben Brüder, früher oder später einmal in unserer Wirksamkeit. Es gibt so viele Arbeiter im Reiche Gottes, die treiben ihr Werk „wie in Ägyptenland“. Sie halten den Betrieb im Gang,

indem sie wie ein Pferd im Göpel laufen. Sie eilen durch die Reihen ihrer Vereinsmitglieder, ermahnen hier diesen und strafen dort jenen und bieten das Bild eines Menschen, der treu in seinem Schöpfrad läuft und alles tut, damit doch ja die Frucht seiner Mühe ihm nicht ausbleibe. Und ein gewisser Erfolg ist ihm sicher: die Achtung der Menschen, denn er ist fleißig, „ein treuer Haushalter“, wie manche sagen; es geschieht ja auch allerlei im Verein. Auch die Jugend hängt ihm an, ja verehrt ihn. Ein Vereinsarbeiter mit dem Erfolg, den natürliches, fleißiges Arbeiten einbringt – nur ohne Frucht, nach Gottes Maß gemessen.

Wer Frucht sucht, die von Gott kommt, der soll dies andere Leben wählen, „nicht wie Ägyptenland“. Ein Leben, da man nicht mehr „selber muß“. Daß dabei auch treu die Pflicht erfüllt und das Werk durchdacht und mit Weisheit und viel Arbeit gepflegt werden muß, ist so selbstverständlich wie das, daß den Israeliten auch in Kanaan die Früchte ihrer Felder nicht von selbst in den Mund wuchsen.

Aber die innere Stellung zur Arbeit und ihrer Frucht ist anders. Man ist von dem „Selbermüssen“ abgekommen und hat es gelernt, in völliger Abhängigkeit sein Vertrauen ganz auf den Herrn zu setzen. Man hat keine andere Gewähr für die Fruchtbarkeit der Arbeit als die, daß „die Augen des Herrn immerdar darauf sehen von Anfang des Jahres bis ans Ende, daß er seinen Frühregen und Spätregen sendet, daß wir einsammeln“.

Es ist ein gewaltiges Wagnis, das uns da zugemutet wird. Wir werden ganz nach oben gezogen. Unser Blick ruht dann nicht mehr auf unserem Ackerland, nicht mehr auf der Berechnung der Erträge unseres „Selbermüssens“, unseres Schöpfrades, sondern unser Glaubensauge ruht auf der Treue unseres Gottes, auf dem Wort seiner Verheißung.

Und bleibt einmal der sichtbare Erfolg aus, dann sind diese Leute doppelt arm und doppelt reich. Sie können nicht durch erhöhten Arbeitseifer, durch um so beweglicheres Umhertoben in ihrem Schöpfrad die Leere ihres Werkes ausfüllen, über den toten Punkt sich hinweg zu täuschen versuchen wie die andern, die man in solchen Fällen immer mehr und gewaltiger sich anspannen und ermüden sieht, nein: Dann sind sie doppelt arm. Man sieht nichts von ihrer Frucht, sie können auch dem Auge nichts darbieten von vermehrter Anstrengung, da sie dies und das „selber müssen“. Für andere bieten sie in solchen Zeiten einen fast kläglichen Anblick, und für sich selbst sind

sie das furchtbarste Proben. Sollen sie doch wieder zurück ans Schöpfrad, „wie in Ägyptenland?“ Nein, sie halten durch im Glauben! Auch wo nichts zu sehen ist für den natürlichen Blick, sehen sie das Auge ihres Gottes, das acht hat auf ihr Land. Auch wo von anderen nichts bemerkt wird, hören sie schon das Rauschen seines Regens, den er, früh und spät, senden wird. Aber freilich, es sind Zeiten der äußersten Spannung, Zeiten der Versuchung, ins alte Wesen des „Selber-Müssens“ wieder zurückzusinken. Sie sind vor den Augen der Menschen doppelt arm. Gottes Frucht ist nicht zu sehen und nicht einmal der laut klappernde Betrieb der Schöpfräder zu vernehmen, den ihre Genossen im anderen Verein fleißig im Gang halten.

Aber vor Gott sind sie doppelt reich. Sie harren auf den Herrn. In solchen Zeiten, da es sie immer aufs neue täglich, stündlich ins Gebet und auf die Knie treibt, werden sie mit ihrem Gott vertraut, da saugt sich ihr Blick an Gottes Verheißungen fest, da baut sich der Glaube sein Nest in seinem Wort der Zusage und hofft, da für das natürliche Auge nichts zu hoffen ist. Sie werden je länger je mehr Menschen, die auf das Unsichtbare sehen, die mit all ihrem Denken, Rechnen und Hoffen in der unsichtbaren Welt leben.

Wieviel leichter wäre es dem alten Menschen, im Schöpfrad unter dem Beifall des Vorstandes, unter dem Zulauf der Jugend sich müde zu arbeiten. Wieviel schwerer ist dieser innerste Kampf des Glaubens, der treu seine Arbeit im Verein verrichtet, aber innerlich nicht nach unten auf das eigene Wirken, sondern nach oben auf Gottes Geben schaut.

Und doch, wie arm ist jener andere Mann, der im Trott des Schöpfrades sich müde gelaufen hat, wenn er in der Stille des Abends oder in der Ernüchterung eines Urlaubs, in dem er sein Werk auf einen gewissen Abstand beschaut, inne wird, daß er zwar vieles „selber mußte“, aber nichts dabei herauskam von Frucht für Gottes ewige Scheune.

Wollen wir nicht lieber Menschen des Glaubens sein und diese neue Stellung „nicht wie Ägyptenland“ mit immer neuem Entschluß wählen bei jeder neuen Arbeit, bei jeder Ansprache, die wir halten? Da werden wir uns treu und gewissenhaft vorbereiten, aber unsere Hoffnung nicht setzen auf unser Manuskript. Wenn wir reden, beginnt nicht das Schöpfrad zu klappern, sondern es beginnt innerlich ein Steigen und sich Neigen, ein Schauen auf den Herrn, ein Nehmen aus seiner Fülle. Seine Augen sehen ja auf mein Land auch in dieser Stunde.

Es ist ein Wagnis, das uns zugemutet wird, noch in einer anderen Hinsicht. Solch eine Glaubensstellung, solche Abhängigkeit von Gott führt uns in die strenge Zucht seines Geistes (Vers 16 und 17). Man kann im Schöpfrad des Betriebes sehr eifrig im Verein umherlaufen und es dabei nicht genau nehmen mit der Sünde und der innersten Zucht des Herrn ausweichen. Ja, viele laufen deshalb am Räderwerk der Vereinsmaschine und haben ihre liebe Not, es im Gang zu halten, weil sie der inneren Stimme des Herrn sich entziehen und sie übertäuben wollen. Sie hatten vielleicht auch einmal den Weg des Glaubens gewählt, aber dann kam eine Sünde, und damit standen sie vor der Entscheidung. Das Leben des Glaubens, der in der unsichtbaren Welt, in der Treue des Herzens Gottes seine Sicherheiten und sein Fundament sucht, verträgt sich nicht mit der Sünde. Eins von beiden muß weichen. Wer am Herrn hängen will, wird willig sich beugen und seine Sünde schonungslos aufdecken, um so ernster, je entschlossener all sein Leben an Gottes Gnade hängt. Will aber einer die Sünde festhalten, der kann nicht mehr im Glauben allein auf den Herrn schauen, der eilt zum Schöpfrad. Der Herr, der bisher seine Zuversicht war in der Not, ist ihm schrecklich (Jeremia 17, 17), entzieht sich ihm, ist ihm ein Born, der nicht mehr quellen will (Jeremia 15, 18). Dann ist der Himmel wie Eisen und die Erde wie Erz (3. Mose 26, 19), dann sieht man ihn bald wieder am Schöpfrad laufen, ein fleißiger Mann, aber sein „Fleiß“ ist nichts anderes als der Deckmantel seiner inneren Friedlosigkeit und Gottesferne. Er war des Königs Freund und ist ein Knecht geworden, der wieder „selber muß“. Ein armes Leben.

Wollt ihr das Wagnis nicht wagen, meine Brüder? Es ist ein Wagnis. Wir kommen hinein in ernste Zucht des Geistes Gottes. Wir geben uns wirklich mit unserem ganzen Leben in Gottes Hand. Aber es ist das Leben des Friedens. Das verheißene Land ist ja das Land der Ruhe. Das ist gewißlich wahr. Je völliger wir den Rücken kehren dem „Ägyptenland“, da wir „selber mußten“, um so mehr werden wir erfahren: „wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe“ (Hebräer 4, 3), in um so tiefere Ruhe hinein, je mehr wir unser ganzes Leben im Glauben leben, und wir werden unsere Frucht haben, „nicht wie in Ägyptenland“, sondern als Leute, auf deren Land die Augen des Herrn sehen von Anfang des Jahres bis ans Ende.

DEINE WUNDER LASS UNS SEHN!

Richter 6, 11–24

Zum 75. Geburtstag des Westbundes (1923)

Es ist der Untergang, ja, es ist das Gericht über ein Werk des Reiches Gottes, wenn die darin Arbeitenden es gelernt und sich daran gewöhnt haben, sich damit zufriedenzugeben, daß „das Werk seinen gesegneten Fortgang nimmt“, wie man dann gerne sagt, daß der Betrieb in allen Stücken in Ordnung ist, ja, vielleicht sogar die Bestätigung und Wirksamkeiten sich vermehrt haben und in die Breite gegangen sind, aber es fehlen die Wunder Gottes. Es ist alles da, nur die Hauptsache nicht: es kommen keine Bekehrungen vor. Man vernimmt nicht mehr das Jubellied der Errettung der freigewordenen Scharen.

Wehe uns, wenn wir uns mit solchem Zustand zufriedengeben wollten. Unser ganzes christliches Jungmännerwerk ohne Wunder Gottes wäre nur ein Stück ganz natürlicher Kulturarbeit, vielleicht eine blühende Organisation, auf der das Auge manches Freundes mit Anerkennung ruhte, aber es würde ihm gerade das eine fehlen, was unserem Werk die Daseinsberechtigung gibt, und was je und je die Herrlichkeit unserer Arbeit gewesen ist: die Gegenwart Gottes. Was wir dann alles treiben in Spiel und Sport, in musikalischen Betätigungen in Chören und Kapellen, das können andere alles viel besser als wir, weil sie sich diesen Dingen ganz und ungehemmt hingeben können. Wenn einer käme und fragte uns nach dem innersten Geheimnis unseres Dienstes, und wir nähmen ihn mit in unsere Bibelbesprechstunde, — dann ständen wir mit ihm vor einem Rahmen ohne Bild! Da, wo unsere Herrlichkeit offenbar werden sollte, käme unsere ganze jämmerliche Ohnmacht und Leere zutage: ein Gottesdienst ohne Gott, ein Reden über die Bibel ohne Jesu Geist, ein Anrufen des Herrn in der Höhe, aber keine Stimme noch Antwort, keine Erfahrung seiner Wunder.

Für wie manchen Verein in unserem Bund trifft diese Schilderung zu! Wir sehen das mit tiefem Schmerz. Vielversprechendes christliches Wesen hängt im Schaufenster, aber das Lager ist leer. Kommt einer mit dem sehnsuchts tiefen hungrigen Blick des Suchers nach ewiger Wahrheit zu ihnen hinein, wie bitter wird er enttäuscht: Wo ist euer Gott? Wo sind alle seine

Wunder? Ich suche Ewigkeit und Gottesfrieden und finde bei euch auch wiederum nichts anderes, als ich sonst in dieser Welt fand: Vergänglichkeit, leere Form, natürliches Ringen, edles Streben, aber keine Gabe, die das Herz zur Ruhe kommen läßt, keine erbarmende Gotteshand! Alles finde ich bei euch, nur eins finde ich nicht: den lebendigen Gott und seine Wunder.

Da haben an manchen Stellen die verlegen gewordenen Mitglieder des Vereins dem Fragenden erzählt von dem, was früher unter uns war, und es sind Namen genannt worden, wie Anton Haasen und Daniel Hermann, Krummacher und Helbing, Volkening und Kuhlo. Da ging es wie bei Gideon nach der Weise: „Unsere Väter haben uns erzählt“ von den Wundern Gottes zu ihrer Zeit. Es war ihnen ein Trost, daß Gott einmal unter ihnen gewesen ist, daß in der Geschichte ihres Vereins doch Denkmäler zu finden sind von Wundern der Gnade.

Ist euch das ein Trost, liebe Brüder? Eine Anklage ist es für uns und unsere Arbeit, wenn wir, nach den Wundern Gottes gefragt, so weit zurückgreifen müssen in der Erinnerung und Geschichte. Wie arm, wenn als einzige Rettung in der Verlegenheit solcher Prüfung des Werkes dann den Älteren unter uns die Namen unserer Vorkämpfer aus längst vergangenen Tagen ins Gedächtnis kommen. Ist Gott denn an Volkening gebunden? Wo ist denn der Volkening von heute unter euch im Ravensberger Land? Hat Gott denn nur einen Segen, der sich mit Krummachers und Helbings Zeit erschöpft hätte? Meint ihr, der Herr könnte heute unter uns keine Wunder tun?

Nein, das meinen wir nicht! Die Scharen der jungen Männer, die wie Gideon unbefriedigt, tief bedrückt, voll heiligen Verlangens umhergehen, sind unter uns groß geworden. O Herr, es ist nicht mehr zu ertragen in diesem toten, matten Betrieb unserer Arbeit, in dem wir uns so müde machen und unsere Kraft doch vergeblich zubringen, weil die Wunder deiner Gnade und Herrlichkeit fehlen. Das ist der Schrei, der aus vielen Herzen an unserem Jubelfest emporklingt: deine Wunder laß uns sehn! Wunder Gottes, die all unser armes Werk aus den Angeln heben! Mag darüber zerschlagen werden und zerbrechen, was wir mit eigener Kraft und Berechnung aufgebaut und gepflegt haben — es geht uns nicht um unseren Verein, auch nicht um unseren Bund, nur um eins geht es uns: um Gotteswunder. Wir können es nicht mehr aushalten in

unserer christlichen Arbeit — ohne Gottes Wunder! Wir können nicht mehr leben als Mitarbeiter im Weinberg des Herrn — ohne Gottes Wunder. Es ist ja alles nur armes vergebliches Rennen und Laufen, Mühen und Streben und kann doch die tiefste Not bei uns und anderen nicht heben. Herr, wir sind am Ende, wir können nicht mehr vor- noch rückwärts. Wir sind ganz und allein auf dich geworfen. Dir wollen wir Raum machen, dir wollen wir den ganzen Schauplatz unserer Arbeit einräumen, deiner Allmacht und Erbarmung. Herr, deine Wunder laß uns sehn! Mit weniger kommen wir nicht aus!

Wohl uns, daß solches Verlangen und Dürsten unter uns zu finden ist und um sich greift unter unseren jungen Männern. Es ist schwer, wenn ein Jünger des Herrn zu einem solchen Zusammenbruch seines Wirkens getrieben wird. Und doch, es ist eine selige Stunde, wenn der Herr ihn dahin gebracht hat, daß er es nicht mehr aushalten kann ohne Gottes Wunder. Ja, das ist schon ein Wunder Gottes, ein Anfang seiner großen Taten, eine Verheißung der kommenden größeren Offenbarungen seiner Herrlichkeit in unserer Mitte.

In solchem Gebet steht uns bei, ihr Brüder in den anderen Bündnissen unseres Reichsverbandes. Helft uns durch eure Fürbitte, daß wir unser Bundesleben nicht zu tief leben, daß wir uns nicht mit einem zu niedrigen Ideal zufrieden geben. Schaut auch ihr überall in deutschen Landen bei euch aus nach Gottes Wundern. Und wenn wir dann hüben und drüben unseres Mangels uns bewußt werden und uns eines klar vor der Seele steht: wir müssen mehr haben, so kann es nicht bleiben, es muß anders bei uns werden — dann wollen wir unsere Hände zusammenschließen im gemeinsamen Flehen:

*Rausche unter uns, du Geist des Lebens,
daß wir alle auferstehen.*

*Laß uns nicht geweissagt sein vergebens,
deine Wunder laß uns sehen.*

*Unsern sündigen Augen jetzt enthülle
deiner Gnaden Allmacht ganze Fülle;*

laß erstorbne Bäume blühen,

laß erfrorene Herzen glühen.

WAS WIR HABEN

Wenn man die einzelnen Gruppen der vielverzweigten deutschen Jugendbewegung nach dem einteilen wollte, was sie als Ziele auf ihre Fahnen geschrieben haben, das gäbe ein buntes Bild. Wollte man sie ordnen nach dem, was sie tun, dann wäre die Liste schon kleiner, denn auf dem Wege vom Wollen und vom Reden über die Ziele bis zur Tat fallen viele Gruppen aus.

Zwischen denen, die sich zur Tat aufgemacht haben, ist dem äußeren Schein nach in manchen Fällen kein so großer Unterschied in der Art der Betätigung der Nächstenliebe. Vieles von dem, was sich Humanität nennt, ist eben nicht einfach Frucht der menschlichen Natur, sondern erst auf der Erde gewachsen, auf die das Blut des Sohnes geflossen ist. Sie alle, auch die ihn hassen, können sich den Einflüssen Christi nicht entziehen.

Was wir haben, liebe Brüder, das sollte uns, wenn wir diese Armut und Leere um uns her sehen, mit unermüdlicher Treue dazu treiben, unsere Jugend mit heißen Worten innerlichster Liebe zu dem zu rufen, in dem wir haben, was wir haben.

Wir haben eine Gnade! „Das geht ja alsbald sehr kläglich an. Sie müssen sich helfen lassen“, so werden uns die anderen zurufen. Wir aber wollen ihnen antworten: Wer nie im Licht gestanden hat, wird nie seine Flecken sehen und wird immer so im allgemeinen mit sich selbst zufrieden sein. Und so klingt es auch aus der ganzen nichtchristlichen Jugend heraus. Man ist unzufrieden nur mit den anderen und mit den Verhältnissen. Unser Weg aber war es, daß wir uns nicht beruhigen konnten bei Vorletztem, wir mußten Letztes, Absolutes haben: da standen wir vor dem lebendigen heiligen Gott. Als sein Feuer uns durchleuchtete, da ist unser Stolz zerronnen und unsere Selbstzufriedenheit niedergebrochen: weh mir, ich vergehe. Diese allertiefste, zerschmetternde Not ist der Adel unseres Lebens. Wer ganz ins Heiligtum hineindringen will und sich nicht mit mehr oder weniger großer Annäherung an das Ideal zufrieden geben kann, der kommt in einen Brand hinein, von dem freilich die anderen nichts ahnen, wie wir auch früher nichts davon wußten.

Aber in dieser Not, der Katastrophe unseres sittlichen und religiösen Lebens, haben wir, als unser Auge die ganze Welt

absuchte nach Hilfe und Rat, Jesus erblickt, den Heiland, der für uns sein Leben ließ, unsere Schuld zu tragen, ihn, in dem die ewige Gnade Gottes nach uns griff. Da haben wir es gewagt und uns ganz und rückhaltlos ihm in die erbarmenden Arme geworfen. Wir haben es aufgegeben, den Anker unseres Lebens immer in das eigene Schiff hineinzusenken. Solange wir das taten, waren wir haltlos und ohne Kraft. Wir haben den Anker in den festen Grund, in das ewige Erbarmen Gottes geworfen, dort unter dem Kreuz: Da kamen wir zur Ruhe. Seither ist das unseres Lebens Lied, in dem viel mehr liegt als die anderen verstehen: Wir haben eine Gnade.

Wir haben einen König. Die anderen haben Ideale. Sie kämpfen für das Gute, das Edle, das Reine. Und wir achten ihr Streben, und oft schämen wir uns vor ihrem Eifer. Aber wir leben nicht mehr für ein Neutrum. Wir leben für unseren König! Wir haben nicht ein Etwas, wir haben Ihn! Auf die quälende Frage nach dem Sinn des Lebens müssen die anderen klagen mit den Worten der Juden vor Pilatus: „Wir haben ein Gesetz“, ein hartes, unerbittliches Gesetz. Was anders ist das Ideal für den, der es ernst nimmt?! „Wir haben keinen König!“ Und ein jedes Herz will doch irgendwo „anbeten“ (Matthäus 2, 2), ein jedes Herz will einen König haben, einen Herrn, dem es sich nicht aus äußerem Zwang, nein, mit innerer freier Bindung ganz unterwirft. Als uns die Frage brennend wurde, die wie ein Sehnsuchtschrei über der ganzen Jugend unseres Volkes liegt: „Nicht wovon, nein, wofür leben wir?“ als uns die Lebensziele, die vorher als helle Lichter unser Leben erleuchtet hatten, zerbrochen waren, — und das war unser herbstes Leid, — da haben wir in Jesus, dessen Gnade uns aus dem Zusammenbruch aufhob, unseren König gefunden; einen König, nicht wie die Könige dieser Welt, die über fast allen ihren Untertanen in nebelhafter Ferne schweben, mit denen kaum je einer einmal selbst gesprochen hat, die kaum einer wirklich kennenlernt; nein, einen König, vor dem jeder von uns ganz persönlich gestanden, in dessen Hand er sein Leben legte, in dessen Auge hinein er seinen Treuschwur leistete, dessen Herzschlag er vernahm. Wir haben einen König, vor dem wir täglich stehen, mit dem wir täglich reden, dessen Befehle und Aufträge wir täglich einholen, in dessen Dienst und Heeresfolge unser kleines, armes Leben so groß und reich geworden ist.

Wir haben einen König. Je mehr Ideale die anderen haben, desto mehr fallen sie auseinander in Gruppen und Grüpp-

chen, und jeder hält seine Fahne hoch und wirbt für seine Farbe. Sie haben kein Haupt! Außerhalb Jesu ist die Welt zerrissen. Wo dies Haupt fehlt, da bricht alles auseinander. Gegensatz und Feindschaft in grober oder feiner Form trennen die Menschen. Wir haben einen König, der unser aller Haupt ist, das Haupt seiner Gemeinde. In diese Gemeinde stellen wir uns hinein und tun nicht mehr so, als ob die Jugend allein in der Welt wäre, und die Alten wären zu nichts nütze. Solche Redensarten sind uns seither innerlich unmöglich geworden. Nein, wir stellen uns bescheiden und arbeitsfroh in die große Bruderschaft und Kämpferschaft derer hinein, die diesem König folgen. In ihm haben wir die Einheit, nach der die Welt so sehnlich dürstet, die Einheit, die nicht durch eine Organisation geschaffen wird, sondern die ein Organismus ist, ein Leib, dessen Haupt Jesus ist, der König. An ihm hängt jeder einzelne mit allen Fasern seines Lebens. Und wenn manchmal Meinungsverschiedenheiten uns trennen bei Nebenpunkten. Wenn der Name über alle Namen erschallt, der Name Jesus, dann sind wir einig mit ihm.

Wir haben einen König, und seit Jesus kam, unser König, macht uns das nicht mehr große Sorge, was sonst noch kommt. Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Das Wort klang uns entgegen, als wir vor ihm standen. Und dann wies seine Linke hinaus: Gehet hin in alle Welt! Kämpft, werbet, liebet! Und seine Rechte gab uns ermutigenden Handdruck: Fürchtet euch nicht, siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Und darüber hinaus!

Wir haben eine Hoffnung! Der König, der für eine Zeit von seiner Gemeinde gegangen ist, er kommt wieder. Auf den Tag freuen wir uns, auf den Tag arbeiten wir! Was wird das sein, wenn der König kommt, unser König als der Herr der Welt!

Aber wenn auch unser leibliches Leben vorher im Tode zerbricht, es bleibt dabei: wir haben eine Hoffnung. Unser Leben ist nicht zwischen Geburt und Tod eingezwängt. Wie arm ist solch ein Leben. Das weiß auch die nachdenkliche Jugend. Die immer nur von der Jugend und ihren Rechten und ihren Aufgaben sprechen, die reden sich ja um Kopf und Kragen, denn sie werden ja auch jeden Tag älter. Ihr Jungen, geht zu den Alten und laßt es euch sagen, wie lang, nein, wie kurz 40, 60, 80 Jahre sind. Und dann? Bei dieser Frage, die jedem nicht oberflächlichen Menschen täglich im Herzen wacht, legt es sich

wie ein Schleier, wie ein Trauerflor auf alles Leben: und dann der Tod.

*Immer enger, leise,
leise ziehen sich des Lebens Kreise,
schwindet hin, was prahlt und prunkt.
Schwindet Hoffen, Hassen, Lieben,
und ist nichts in Sicht geblieben,
als der letzte dunkle Punkt.*

Wie arm, wie arm ein solches Dasein, weil wir „durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein müssen“. Ein Leben, das immer belastet ist mit dem Tode. Und dann kommt ein Tag, da heißt es: Das Lied ist aus, da wards auf einmal still.

Nein, so rufen wir: Das Lied ist nicht aus, für uns nicht! Dann fängt sein schönster Vers erst an. Das Beste kommt zuletzt. Wir können durch den Horizont schauen. Sinnlos erschiene uns unser Leben, wenn es mit dem Tode aus wäre. Dann wäre es wirklich nicht der Mühe wert. Wir können es nicht fassen, wie die anderen ein solches Leben nur ertragen können, ein beständiges Wandern mit zurück- oder abgewandtem Gesicht, um das Letzte nicht zu sehen, diese Flucht vor einem Unentrinnbaren, vor dem einzigen, was überhaupt uns allen sicher ist. Wir kennen den lebendigen Gott, für den Weltschöpfung und Weltuntergang nur Meilensteine sind auf seinem ewigen Weg, der seinen Gang geht durch die Zeitalter der Ewigkeit. Und er hat in diese kurze Erdenzeit seinen Sohn gesandt, damit die Menschen, denen er die Ewigkeit ins Herz gelegt hat, so daß sie dürsten nach Ewigkeit, nach tiefer, tiefer Ewigkeit, ihn ergreifen, ihren Heiland, und dadurch, weil sie nun in ihm sind, hinübergepflanzt werden aus der Welt der Vergänglichkeit in die andere Welt, die Welt der Ewigkeit.

So haben wir über allem Schwanken und Wanken dieser Zeit „empfangen ein unbewegliches Reich“, das Reich unseres ewigen Königs. Wir schauen durch den Horizont, hinaus aufs letzte Ziel. Wenn alle Wogen dieser Zeit sich verlaufen haben werden zu den Füßen des Thrones Gottes, und Zeit wird nicht mehr sein, dann wird ein neuer Himmel sein und eine neue Erde, auf denen Gerechtigkeit wohnt, dann wird das Gerüst dieser Welt abgebrochen, und das herrliche Gebäude des Reiches Gottes wird erscheinen, und über alle Mächte und Gewalten, die sich wider ihn setzten, solange die Welt stand, wird der Triumph erschallen: Nun sind die Reiche der Welt

unseres Herrn und seines Christus geworden, und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wir werden bei dem Herrn sein allezeit. Und die wir so oft seufzten unter unserer Sünde und Unvollkommenheit, wir werden ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Das ist unsere Hoffnung, die Hoffnung, die unser Leben heraushebt aus dem zwecklosen Auf und Nieder, Hin und Her. Wir haben ein Ziel! Wir wandern dem ewigen Morgen entgegen, darum haben wir Morgenlicht auf dem Angesicht, das Licht der Sonne, die durch Wolken bricht, durch alle Wolken dieser verworrenen und oft so sinnlos erscheinenden Zeit.

Wir haben eine Hoffnung! Und deshalb rufen wir die Jugend. Nicht mit dem Gedanken: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Das ist das Wort der Parteien und Gruppen, die die Jugend zum Mittel für ihre Zwecke machen wollen und sie deshalb einzufangen suchen, um ihren Sonderbestrebungen Dauer und Fortsetzung zu sichern. Weil wir die Zukunft haben, darum wollen wir die Jugend haben! Nein, nicht wir, Jesus soll sie haben, denn er hat die Zukunft.

Jesus Christus gestern, das ist die Geschichte, die da geschehen ist von Bethlehem bis zum blutigen Kreuz von Golgatha, bis zu des Vaters Thron — für uns: Wir haben eine Gnade. *Jesus Christus heute*: wir haben einen König, dem wir dienen, der uns zusammenschließt, der uns trägt. *Jesus Christus in Ewigkeit!* Das ist unsere Hoffnung. Jesus allein.

Das haben wir: die Gnade, den König, die Hoffnung. Und das ist unser eigentümlicher Besitz, den sonst niemand hat in der Jugendbewegung als die Christen, die niemand hat, der Jesus nicht hat. Aber haben wir ihn wirklich? Darauf gibt kein Verein, keine Bewegung die Antwort. Die Antwort mußt du geben. Nicht „wir vom CVJM“ haben das alles. Ob du es hast, das ist die Frage. Die anderen können von ihrer Bewegung getragen werden, wir sind verloren, wenn uns, uns selbst, den einzelnen nicht Jesus trägt. Dann hast du nichts in Ewigkeit. Und diese ewige Armut bezeugt sich jetzt schon im Gewissen: Doppelt, ja tausendfach arm ist der, der unter den Kindern des Reichs wohnt und sieht ihren Frieden und hört ihr Lied und hat kein Teil am Reich Gottes.

JUGEND UND KREUZ

Paßt das denn zusammen? Jugend und Kreuz? Das Kreuz ist doch das Bild des Leidens, das Symbol des Gerichts, und die Jugend sucht nichts so sehr wie Freude und trägt ihr Haupt hoch und zieht froh hinaus ins Leben, will wirken, bessern und helfen. Um den Hügel Golgatha her liegt ein finsternes Gewölk von Schmach und Verachtung. Und die Jugend? Fährt sie nicht zu lichter Fahrt hinaus in ein Sonnenland, an das sie glaubt? Wie stumm und lastend lagert das Schweigen über dem Kreuz und Jugend will doch singen und springen, will spielen und lachen und scherzen und fröhlich sein.

Nein! Das Kreuz paßt doch wohl nicht zur Jugend! Mancher junge Mann möchte sich wohl des Dichters Wort zu eigen machen:

*Nur mir kein Kreuz aufs Grab gesetzt,
sei's Holz, sei's Eisen oder Stein;
stets hat's die Seele mir verletzt,
dies Marterholz voll Blut und Pein.
Daß eine Welt so gottbeseelt,
so voller Wonne um und um,
zu ihres Glaubens Symbolum
sich einen Galgen hat erwählt.*

Es bäumt sich doch in uns etwas auf dagegen, daß dies blutige, leidvolle Bild von Golgatha unsere einzige Hoffnung, unser Heil sein soll. Und erst recht die Jugend, die noch nicht mürbe geworden ist durch Enttäuschungen und Nackenschläge, und die das Leben noch meistern, gestalten und erobern will, fragt mit selbstsicherem Mund: Wir sollen zu Kreuze kriechen? Das mögen die müden Leute tun, die Jammerknechte, die nicht können, was sie wollen, aber nicht die glückliche Jugend!

Glückliche Jugend? Ist Jugend denn glücklich? Kinder, ja, die sind glücklich, kindlich froh und unbekümmert und heiter. Aber die heranwachsende Jugend? Ich glaube, ich kann bestehen mit meiner Darstellung, wenn Ich sage: es gibt außer Christus keine glückliche Jugend! Fragt sie nur in ihren ehrlichen Stunden, sie, die nicht oberflächlich dahintrotten, sondern nach einem Sinn ihres Lebens suchen. Ihre Not kommt nicht nur von den leiblichen Kräften und Trieben, die in den Jahren der Entwicklung in ihnen quirlen und brodeln. Das spricht auch gewaltig mit. Aber warum sind sie nur so unruhig,

so unstet und flüchtig, die vielen jungen Männer: „Wo ich auch geh und stehe, bei jedem Schritt ein Leid, ein heimlich Wehe, das wandert mit!“ Sie ziehen sich in die Einsamkeit zurück mitten im Getriebe des Familienlebens und des Berufes. Einen Freund möchte man wohl besitzen, aber es ist bezeichnend: verschwiegen müßte er sein, darauf kommt es an. Eine Art Beichtvater, dem man alles sagen könnte. Und dann hört man die jungen Männer, wenn sie auf diesem Punkt einmal enttäuscht worden sind, so herb und scharf alle Freundschaft ablehnen: Sie sind alle falsch. Der junge Mann fühlt sich unverstanden. Niemand auf der weiten Welt hat er, den er so lieb hat wie seine Mutter und wohl auch seinen Vater. Doch gerade da kommen immer wieder die Zusammenstöße. Unter dem Geplauder seines Familienkreises sitzt er einsam wie in einer Klosterzelle, von denen am wenigsten erkannt, die ihm die meiste Liebe erweisen.

Wie er hineinflüchtet in seine Natur, — auch dort wartet seiner dieselbe Enttäuschung. Die Natur bleibt stumm, unheimlich stumm. Wie er all seine Fragen und Rätsel hinausruft in den stillen Wald, ist es ihm, als ob er von einem immer im Kreis laufenden Echo genarrt würde. Zurück tönen nur seine Fragen und seine Rätsel. Und er kehrt doppelt enttäuscht heim.

Er ist mit allem unzufrieden: mit den Freunden, mit den Eltern, mit seinem Beruf. Da kriecht die kalte, harte Not ihm noch näher an sein Herz, er ist mit sich selbst unzufrieden. Vielleicht fängt es an mit einer ganz äußerlichen Nieder geschlagenheit, mit einer Unzulänglichkeit seines Könnens in seinem Beruf. Da wird ihm auch dieses Kernwerk seines Lebens, das Vertrauen zu sich selbst, von dem aus er die Welt bis dahin ansah, zerstört; ich kann ja doch eigentlich nichts; ich leiste doch erbärmlich wenig; ich werde es nie zu etwas bringen. Nie!

Es kommt über ihn eine Selbstverachtung, Selbstironisierung, Selbstverspottung. Schlimm ist es, wenn er in solcher Not die Beobachtung zu machen glaubt, daß auch andere ihn verachten, über ihn lächeln, ihn nicht ernst nehmen. Da hat schon mancher sein Leben fortgeworfen. Auch wenn es dazu nicht kam, wer beschreibt die Not und Qual, die in manches jungen Mannes Herz sich jahrelang durch alle seine Tage windet?

Denn noch tiefer führt ihn sein Weg. Nicht nur die Unzulänglichkeiten seines Könnens, nein, auch die Fehler und Mängel seiner Lebensführung bedrücken sein Herz.

Der junge Mann versteht sich selbst nicht mehr. Er hat nicht nur Rätsel, sein ganzes Leben ist ihm ein Rätsel. Er ist sich selbst ein Rätsel. „Ich wollt am liebsten sterben, dann wär's auf einmal still.“

Manche denken vielleicht jetzt, ich zeichnete ein wehmütiges, schlappes Jammerbild einiger kranker, überspannter Schwärmer. Und es sind doch oft gerade die Besten und Tiefsten, denen es so geht. Ich weiß, was ich sage, wenn ich von notvoller, einsamer, todeinsamer Jugend spreche.

Sagt ihr, die ihr in diesem Bild euer Bild erkennt, ob nicht vielleicht der andere Einsame für euer Leben eine Bedeutung haben sollte, der einsame Mann vom Kreuz?! Vielleicht, daß diese innerste Not euch zusammenführt, den einsamen jungen Mann und den einsamen Heiland auf Golgatha. Einsamkeit ist auch seine Not, wie hat er sich in seinen schweren Stunden nach einem verständnisvollen Wort gesehnt!

Die Scharen der heiligen Geister Gottes hat er damals hinter sich gelassen, als er kam, als Gottes große Liebe zu Tal stieg. Längst war er aus dem Familienkreis ausgetreten. Sie hielten ihn alle für wahnsinnig. Und auch seine Herzensfreunde verstanden ihn nicht. Er war allein, allein mit seiner Last. Er hatte auf sich genommen unsere Sünde und war hineingegangen in Gottes Gericht. Er wurde der Bürge für seine Brüder. Und wenn er in den einsamen Nächten auf den Bergen vor seinen Vater trat und er ihn fragte: Was machen deine Brüder?, dann verhüllte er sein Haupt. Er konnte sich nicht von ihnen losmachen, seit er ihr Fleisch und Blut an sich genommen hatte: Sie sündigen! Da litt er unter ihrer Sünde, da stand er im Gericht – für seine Brüder.

Und dann stieg er hinab. Und wie er mit dem Vater über die Brüder gesprochen hatte, sprach er jetzt mit den Brüdern über den Vater und lebte als der Sohn des Vaters.

Aber das war nicht auszuhalten für die andern. Jesus sehen heißt: sich schämen. Jesus ist immer das heimliche Gericht der Menschen. Er war ihr wandelndes Gewissen, die leibhaftige Kritik all ihres Wesens. „Kreuzige, kreuzige ihn“, das war die Antwort der Menschen. Denn einen Reinen stießen sie aus, von sich, ans Kreuz. Da war er einsam. Jeder ist einsam in seinem Tode, aber keiner so einsam wie er in seinem Tode. Das war die Todeseinsamkeit in seines Todes Einsamkeit: Sein Vater trat ferne von ihm in den Stunden des Gerichts. Wir wissen nicht, was Gottes Nähe bedeutet. Wir sind alle von Jugend auf an ein böses Gewissen gewöhnt, wir kennen keinen

wolkenlosen Himmel, aber Jesus lebte immer im Sonnenschein der Liebe seines Vaters.

Und nun lag auf ihm, der für uns stand, Gottes Zorn, da er ward ein Fluch für uns. In langen, bangen Stunden hat er dort unser Gericht getragen. Die Hand des Glaubens hatte er hineingelegt in seinen Vater: Mein Gott! Die Hand der Liebe hatte er hineingeschlagen in die Menschheit mit all ihrer Sünde: Vater, vergib ihnen! Ich habe sie lieb! Da ist er der Mittler geworden: „Verbindet, was getrennt war, Gott und verdammte Sünder!“ Er hat die Bahn gebrochen durch sein Blut und Erbleichen für alle verlorenen Söhne zu ihres Vaters Herz. Das ist das Kreuz!

Ist das nicht für dich, dies Bild des einsamen, für uns sterbenden Heilandes, du einsame, innerlich einsame, notvolle Jugend? Warum begegnet es euch immer wieder? Warum auch heute?

*Ich hab versucht, dir auszuweichen,
der immer wieder doch mir naht.
Es schattet sich dein Kreuzeszeichen
auf jeden Weg, den ich betrat.*

Was will das Kreuz von dir, du einsamer Mann? Halte einen Rat mit dem sterbenden Heiland am Kreuz, mit seinem brechenden Auge, mit seinem suchenden Wort. Da wird dir erst der Blick für die innersten Wurzeln all deiner Not geöffnet. Es ist deine Schuld, die er dort trug. Das ist die Not in all deiner Not. Tausend Gelübde, die du in feierlicher Stunde geschworen hast, hast du gebrochen und keine gehalten. Tausend Anläufe, die du nahmst, sanken mut- und kraftlos zusammen, und du liegst am Boden wie ein Schwan mit zerbrochenem Flügel. Entsetzliches Wort: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht. Du bist krank an der Menschheit alter Krankheit. . . . Es gibt eine tückische Hand, die immer wieder die Weichen herumwirft und deinen Zug in bester Fahrt zum Entgleisen bringt, das ist die Sünde! Du warst dir ein Rätsel. Nun wird dir vieles klar. Ich muß mich schämen, tief schämen. Es war nicht alles, wie es sein sollte; es war vieles nicht, wie es sein sollte; es war nichts, wie es sein sollte. Meine Sünde, das ist meine Not. Nicht meine Eltern sind schuld, nicht meine Geschwister, meine Freunde, mein Beruf, ich bin schuld an all der Not.

Und dann noch ein Gebiet: die Unkeuschheit.

Die feine — lassen wir's nur ruhig sagen, — auch die ganz grobe Unkeuschheit. Es gab Tage in deinem Leben, da hattest du Sturm im Blut, da bellten die wilden Hunde in deinem

Keller, und du bist ihrer nicht Herr geworden, sondern bist unterlegen. Und auch das schönste, zarteste, edelste Bild reiner Liebe ist befleckt durch deine Sünde. In stiller Nacht, wenn alles um dich schweigt, dann kommt das Lied wieder zu dir. Der Mensch ist immer nur, was er im Dunkeln ist, wo er sich vor niemand schämt und vor niemand ziert.

Komm, du Einsamer, zum einsamen Heiland! Er war einsam, weil der Herr unser aller Sünde auf ihn warf, auch deine Sünde. Aber wie ein Winkelried die Speere der Feinde in seine Brust zog und damit der Freiheit seiner Brüder eine Gasse brach, so auch Jesus. Er starb für dich, damit du leben solltest. Und wenn die große Reue über dich kommt unter seinem Kreuz, dann darfst du zu ihm treten, ihm alle deine Geheimnisse sagen, ihm deine Ketten hinhalten, ihm deine Schuld bekennen: Herr, weißt du Rat? Herr, hast du Hilfe? Und er wird sich zu dir neigen. „So ferne der Morgen ist vom Abend, läßt er deine Übertretungen von dir sein.“ Das ist die Vergebung der Sünden!

Fragst du mich, wie du's machen sollst, dies Hinzutreten zu Jesus? Ich will es dir erzählen: Am Karfreitag, am richtigen Karfreitag, ging ein Mann durch die leeren Straßen Jerusalems. Alles war hinausgeströmt nach Golgatha. Dort werden heute drei aufgehängt. Dann gehe ich auch nach Golgatha, sprach der einsame Mann. Das war Barabbas, der Führer der Mörder, der frei wurde, als sie Jesus festnahmen. Da stand er unter den Kreuzen. Die zur Rechten und zur Linken kenne ich, das waren meine Spießgesellen bei Mord und Raub! Aber der Mann in der Mitte, der war nicht von unserer Schar, der sieht auch nicht aus wie ein Räuber. Sinnend geht Barabbas auf und ab unter den drei Kreuzen von Golgatha. Da blieb er stehen: Eins weiß ich, das Kreuz in der Mitte, das war gebaut für den Barabbas; der Mann in der Mitte, der starb für mich.

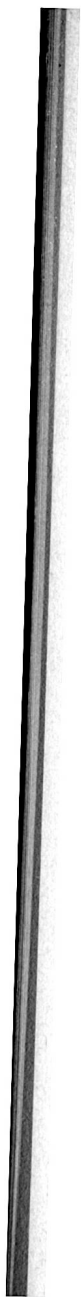
So darfst auch du herzutreten: Drei Kreuze standen auf Golgatha, drei Kreuze stehen auch heute noch da! Rechts und links, das sind unsere Vertreter, Menschen unserer Art. Aber der Mann in der Mitte, der war nicht von unserer Schar, der paßt nicht zu uns. Aber eins wirst du dort erkennen und dann nie wieder vergessen: Das Kreuz in der Mitte, das war gebaut für mich. Der Mann in der Mitte, der starb für mich! Wenn du das gesehen hast, dann wirst du still die Hände falten, und es mag dir wohl heiß zu den Augen steigen:

*Nun weiß ich das und bin erfreut
und rühme die Barmherzigkeit.*

IM KREUZ IST KRAFT!

Kraft, die dich löst von alter Schuld, die dich bindet an deinen neuen Herrn. Dann hast du alles Leben gefunden in der Gemeinschaft mit Jesus, aus dessen Wort du täglich deine Nahrung ziehst, mit dem du täglich Umgang pflegst im stillen Gebet. Dann hast du Jesus gefunden, den unsichtbaren Zuhörer bei jedem Gespräch, den heimlichen Mitwisser bei jedem Gedanken, den stillen Begleiter auf jedem Weg. Und zwischen dich und alles, was Sünde ist, stellt sich der Gekreuzigte. Dann gehst du hinein in den Kampf des Lebens, in alle Einsamkeit und Schmach um seinetwillen, mit dem freudigen Ruf: „Es wisse, wer es wissen kann: Ich bin des Jesu Untertan.“ Dann findest du bei ihm auch deine Brüder, denn Freude ist ein Chorgesang. Und alle, die ihn gefunden, die bindet sein Kreuz zusammen zu herzlicher Bruderschaft. „Im Kreuz ist Kraft.“

Das ist es, was Jesus, der Gekreuzigte, für unsere Jugend bedeutet. Radikal will die Jugend sein, darum zieht sie Jesus an, der Mann vom Kreuz, der radikal ganz von der Wurzel aus ihre Not anfaßt und ihr Leben erneuert, daß ihr Lied erschallt: Die hart Gebundenen macht er frei, ja, seine Gnad ist mancherlei. Amen!



CHRIST UND WELT

*Der Herr will haben,
daß seine Kinder sich
scheiden von dieser Welt.*

ZWEI WEGE

1. Mose 14

Die Schlacht der Könige gegen Sodom war geschlagen. Die Sieger nahmen mit sich alle Habe zu Sodom und zogen davon. „Sie nahmen auch mit sich Lot, Abrahams Bruders Sohn, und seine Habe. Denn er wohnte zu Sodom.“

Wie war Lot nach Sodom gekommen? Das hatte auch damals angefangen, als Lot sich von Abraham schied in Selbstsucht und Habgier. „Da setzte Lot seine Hütte gegen Sodom. Aber die Leute zu Sodom waren böse und sündigten wider den Herrn.“ Wohl hatte Lot von den Greueln Sodoms Kunde bekommen, er wußte, daß unter den Palmen in der Jordanaue böse Sündenschlangen umherschlichen. Doch er hob seine Augen auf und besah die ganze Gegend am Jordan. Er sah nicht genau genug hin. Sonst hätte er über den reichen Städten, in die er zog, geschrieben gesehen mit Gottes Schrift dies Wörtchen „aber“: Aber die Leute zu Sodom waren böse. Das hätte ihn warnen müssen. Doch darauf hatte Lot nicht geachtet. Er ließ sich nieder unter Gottes Feinden. Das war der Sündenweg.

Der Herr will haben, daß seine Kinder sich scheiden von der Welt und nicht mitlaufen in dasselbe unordentliche Wesen. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, sagt Jakobus, ist der: „sich von der Welt unbefleckt erhalten“.

Was war es denn, um dessentwillen der Herr zu Elia sprach: „Ich will lassen überbleiben 7000 in Israel“? Was gab diesen Leuten in Gottes Augen ihren Wert? Sie waren nicht Helden wie Elia. Aber es waren die, deren Knie sich nicht vor Baal gebeugt, deren Mund ihn nicht geküßt hatte. Sie hatten sich geschieden von der Sünde und der Welt um sie her. Ein solches Verhalten steht bei Gott in hohem Wert. Wir können nicht alle ein Elia sein, aber alle Gotteskinder sollen sich unbefleckt erhalten von dem Wesen dieser Welt.

Lot hat es nicht getan, und sein Irrweg ruft es uns zu: Brich jeden Verkehr ab, der dich innerlich lähmt im Kampf gegen die Sünde. Wenn ein Gewinn dich lockt, wie dort den Lot: Du darfst kein Geschäft machen, über dem solch ein „Aber“ Gottes steht. Es gilt, überall da einen Schnitt zu machen, wo wir merken, daß wir in den Geist dieser Welt hinein-

geraten. Und ob dieser Schnitt tief in unser Fleisch schneidet und uns bitter weh tut, ob Herzblut fließt, ob der Schnitt hindurchgeht zwischen Braut und Bräutigam, zwischen Freunden und Freundinnen; es gilt, einen Schnitt zu machen. Das *Schiff gehört ins Wasser, aber das Wasser gehört nicht ins Schiff*. Sonst geht es unter. Mitten in der Welt stehen Jesu Jünger in ihrem Kampf. Aber sie müssen ängstlich darüber wachen, daß nicht die Welt und ihr Geist in ihr Herz einschleicht, sonst werden sie innerlich lahmgelegt, sonst gehen sie unter.

Lots Weg ist uns eine Warnung. Er war ausgezogen aus seiner heidnischen Heimat mit Abraham, um dem Herrn, seinem Gott zu dienen. Nun zieht er doch wieder unter die Heiden. Mancher hat früher einmal mit der Welt einen Bruch vollzogen. Aber langsam „gab es sich wieder“, so sagten die anderen. Er lenkte ein. Statt den Bruch innerlich immer mehr zu vertiefen, suchte er ihn wieder zu überbrücken. Er kehrte zurück zu der Freundschaft dieser Welt.

Oder hat sich vielleicht Lot vorgeredet, er könnte in Sodom wirken für den Herrn, seinen Gott? Gewiß, die Leute von Sodom lernten ihn kennen als einen, der anders war als sie. Aber wir lesen nichts von einem Altar des Herrn, den er in Sodom gebaut, nichts davon, daß er den Namen des Herrn verkündigt hätte, wie Abraham tat. Er scheint seine Stimme gedämpft zu haben, wenn er von dem Herrn, seinem Gott, sprach. Freimütig konnte er von dem Herrn nicht reden. Sein Weg nach Sodom war ja ein Sündenweg. Das Reichwerdenwollen hielt ihn gebunden. Da hätte sein Zeugnis auch nicht viel gewirkt. Für so etwas hat die Welt feine Augen. Lot hat nur leise gesprochen von dem Namen des Herrn.

Wenn wir von Gott an den Ort der Sünde gestellt werden, mitten in ein Sodom hinein, dann wollen wir ein Zeugnis von ihm ablegen, aber laut und kräftig. Ein klares Zeugnis für unseren Herrn ist ein Schutz für uns selbst, sonst werden wir auf dem Zauberboden dieser Welt eingeschläfert. Ein deutliches Wort für unseren Herrn unterscheidet von den anderen, ruft Widerstand hervor, und das hält uns wach.

Lot wurde bald heimisch in Sodom, Verwandtschaftsbande verknüpften ihn mit den Bürgern, er saß als Ratsherr unter dem Tor. Lot war nach Sodom gezogen, und Sodoms Geist zog ein in Lots Haus. Wie traurig sind hernach die Trümmer seiner Familie: die Schwiegersöhne im Feuer verbrannt, seine Frau erstarrte auf dem Wege, weil sie, innerlich gebunden an

Sodom, zurückgestarrt hatte, und seine Töchter haben einen üblen Schwefelgeruch von Sodoms Sünde an sich.

Traurige Trümmer! Er wollte doch ein Licht sein; das Licht scheint nicht sehr geleuchtet zu haben. Er wollte doch ein Salz sein, es hat die Fäulnis nicht aufhalten können. Es fehlte ihm wohl die Salzkraft.

Wenn wir sehen, daß auch Lot in das Unglück der Stadt mit hineingerissen und von den Königen gefangengenommen wird, so ist das uns ein Sinnbild, ein Gleichnis dafür: Man kann die Welt nicht retten, indem man in sie eingeht und sich ihr gleichstellt. Lot konnte in Sodom kein Segen sein. Er konnte die Stadt nicht retten. „Da nahmen sie auch mit sich Lot, denn er wohnte zu Sodom.“

„Da kam einer, der entronnen war, und sagte es Abraham an, dem Ausländer.“ Abraham war ein Ausländer. Er war nicht nur ausgezogen aus der heidnischen Heimat, er war auch geblieben in der Abgeschiedenheit bei Gott. Wohl hatte er auch Bundesgenossen. Er stand mitten im Verkehr von Handel und Wandel. Aber innerlich war er geschieden von der Welt und ihrer Art, von der Sünde. Er war ein „Ausländer“. Er hatte ein anderes Ziel, als man es sonst hatte: er suchte nicht Menschen, sondern Gott zu gefallen, und seine Ausländerart nährte er immer wieder an seinem Heiligtum: Er baute dem Herrn einen Altar und verkündigte den Namen des Herrn. Da lagen die Wurzeln der Kraft dieses Mannes. Die „Ausländer“ wohnen am Altar Gottes, in der Gegenwart des Herrn, stehen vor seinem Angesicht Tag für Tag, hören sein Wort, folgen seiner Zucht. Am Altar Gottes trinken sie aus Gottes Quellen. Da schauen sie mit heiligem Staunen auf die Art und das Wesen ihres Gottes. Da sinken sie nieder mit ihren Bitten und mit ihrem Dank.

Das sind die Männer Gottes, die der Welt helfen können, und wenn wir ein Segen sein wollen für andere, dann müssen wir solche „Ausländer“ werden. Wir haben es zu tun mit dem Kampf der Finsternis mit dem Licht, wir stehen in einer Welt, die verlorengelht, wenn ihr nicht der Heiland, der Retter, gebracht wird.

Da wollen viele der Welt helfen, indem sie auf die Welt eingehen, ihr ein wenig entgegenkommen. Dabei werden sie innerlich selbst lahmgelegt. Sie merken es nicht. Ihre Urteilskraft wird geschwächt, ihre Maßstäbe werden verwirrt, der Weltgeist dringt wie leiser, steter Zugwind in die Kammer ihrer Seele ein: Bald sind sie arg erkältet. Der Umgang mit

Sodom färbt doch mehr ab, als Lot es je vorher gedacht hätte. Dann treibt man vor dem Wind der Welt ohne Steuer, haltlos. Solche Männer können der Welt nicht helfen.

Und andere, die sich innerlich von der Sünde der Welt freihalten, führen den Streit mit Waffen, die sie dem Arsenal dieser Welt entlehnt haben: sie bringen ihre Botschaft vor, ästhetisch verziert, philosophisch fundamentiert, und stellen die Worte mit Kunst nach den Regeln der Kenner der Rede.

Aber so kann man kein Retter werden für die Sünder. Gewiß wollen wir dem Geschlecht unserer Tage nicht kommen mit unverständenen Worten der Frömmigkeit früherer Jahrhunderte, die doch auch nur der zeitliche Ausdruck waren für das ewige Heil. Nein, wir wollen zu ihnen kommen in der Sprache unserer Tage. Aber man kann Sodom nicht retten, indem man einige christliche Redensarten, geistvoll aufgeputzt, deklamiert. Um Retter zu sein für die Sünder, um ein Menschenleben aus der Sündenbahn zu werfen in Gottes Bahn, brauchen wir Kraft. Eine Kraft, die nicht aus uns stammt und nicht aus dieser Welt; eine Kraft, die wir nur schöpfen können an Gottes Quellen, an dem Altar des Herrn. Wollen wir ein Segen sein für die Welt, dann müssen wir „Ausländer“ werden. Wenn einer die Worte so sehr fein stellt, um Menschenherzen zu gewinnen, das klingt wie Hohn. Willst du damit einen gefesselten Sünder losbinden? Willst du mit solchen luftigen Waffen zu Felde ziehen gegen Satans Macht? Steck das Säbelchen in die Scheide und geh hin und kaufe dir ein Schwert. Werde ein „Ausländer“. Ziehe an Gottes Altar. Dann kannst du anderen helfen.

„Da sagte es einer Abraham an, dem Ausländer.“ Zu den „Ausländern“ läuft die Welt in ihrer Not. Sie weiß, daß ihresgleichen ihr nicht helfen kann. Wenn überhaupt einer helfen kann, dann sind es die Ausländer und ihr Gott.

Als Abraham hörte, daß sein Bruder gefangen war, machte er sich auf. Er freute sich nicht, daß er selbst verschont geblieben war, er überließ den anderen nicht seinem Schicksal, in dankbarer Ruhe, daß er ja geborgen war. So machen es Gottes „Ausländer“ nicht. Nein, mitten in der Not der Welt, da sollen sie stehen.

Aber damit wir es können, wollen wir innerlich ausziehen aus der Welt, wollen uns lagern an Gottes Altar, wollen trinken aus Gottes Quellen, wollen wohnen in Gottes Nähe. Wir wollen „Ausländer“ werden.

VERLORENES GOLD

2. Könige 18, 16

Zur selbigen Zeit zerbrach Hiskia, der König Judas, die Türen am Tempel des Herrn und die Bleche, die er selbst hatte überziehen lassen, und gab sie dem Könige von Assyrien.

Es war ein dunkler Tag im Leben des gottesfürchtigen Königs Hiskia, als er aus Furcht vor dem mit großer Heeresmacht heranrückenden König von Assyrien beschloß, diesen seinen Feind durch Gold und Silber zu beschwichtigen. Alle Schätze aus dem Hause des Herrn und aus seinem Königshause schickte er dem übermächtigen Nachbarn entgegen und scheute sich auch nicht, von den Tempeltüren den kostbaren goldenen und silbernen Beschlag, den er selbst früher dort hatte anbringen lassen, wieder abzureißen, um seine Gabe an den Assyrer damit zu vergrößern. Aus dieser Tat, die die Bibel nur mit so kurzen Worten erwähnt, ersehen wir einiges über Hiskias damalige innere Stellung, das uns zur Warnung und Mahnung dienen kann.

Hiskia sinkt in der Stunde der Not in seinem Glaubensleben auf ein tieferes Niveau, als wir es sonst bei ihm beobachten; er wählt seine Ideale niedriger. In den Stunden des Glaubens hatte sein Herz für die Furcht keinen Raum. Im Augenblick der Not und Bedrängnis greift er aus Angst zu diesem unwürdigen Mittel der Selbsthilfe.

Gerade wie sein Vater Ahas (Kapitel 16, 8). Sein gottloser Vater Ahas hatte auch den Feind durch Geld ferngehalten; aber Hiskia war in allem entschlossen von den Wegen seines gottlosen Vaters abgetreten. Das war ein Mann dieser Welt gewesen, mit weltlichem Maßstab und darum auch weltlichen Auskünften in der Not. Hiskia aber war ein Mann des Glaubens. In seinem Leben stand am Anfang ein heiliger Entschluß, ganz auf den Herrn es zu wagen und ihm zu vertrauen. Er wollte so ganz anders sein als sein Vater. Diesem leisen Entschluß seiner Jugendjahre, in den der heimliche Protest gegen das Wesen seines Vaters immer ausklang, war er seit seinem Regierungsantritt mit ganzer Kraft gefolgt. Hohe Ideale, edle Ziele standen vor seiner Seele; ganze Hingabe an den Gott der Väter, das sollte sein Leben sein. Gleichsam als Sinnbild dieser Hingabe leuchtete an den Türen des Tempels das Gold,

das er in hochgehender Begeisterung zum Schmuck des Heiligtums dort angebracht hatte.

Aber in der Stunde der Not kam ihm jene alte Geschichte seines Vaters wieder in Erinnerung. Das hätte ihn abhalten sollen, denselben Weg zu betreten. Aber wir sehen ihn in die gleiche Straße einbiegen zu einer Tat, die er in den Stunden des Glaubens verurteilt hatte. Solche Mittel passen nicht zu einem Manne, der Jehova vertraut. Aber eigentümlich! Jetzt kamen ihm diese Mittel gar nicht mehr so verächtlich vor. Der Glaubensblick auf den Herrn war getrübt, die Glaubensstellung verschoben. Deshalb sinkt er in seiner inneren Haltung auf einen Standpunkt herab, den er im Glauben vorher als sündig abgelehnt hatte.

Wie oft geht es so auch heute noch im Leben eines Kindes Gottes. Wir hatten in freudigem Jubel der ersten Liebe unser Leben ganz an den Herrn gebunden. Ihm wollten wir vertrauen und brachen mit der Welt und ihrer Art und haben es auch laut bekannt. In der Stunde der Not, da griffen wir doch wieder zu fleischlichen Mitteln. Ob es unredliche Hilfe in der Schule oder im Examen war, oder irgendeine unsaubere Praktik im Geschäftsleben: Wir unterschieden uns nicht von den Kindern dieser Welt, weil der Blick des Glaubens auf den Herrn getrübt war. Vielleicht hat es uns einen Augenblick stutzig gemacht, daß wir uns nun auf einmal nicht mehr unterschieden von der Art der Kinder dieser Zeit. Wir rechneten nach der Menschen Weise und überlegten, wie die Welt überlegt. Wir waren gefangen im Horizont dieser Erde ohne Blick in die Ewigkeit und ihre Kräfte. Zu Anfang war es doch so ganz anders gewesen. Damals ein Freund des Allmächtigen und durch den Umgang mit seinen Verheißungen ein Mann hoher Gedanken, ein strahlendes Kind des Glücks. Das war der Hiskia des Glaubens. Und der jetzt gedrückten Herzens, mit getübtem Frieden, mit umflortem Blick seine Schätze zu den Feinden fährt, um diese fernzuhalten, als ob kein Gott im Himmel wäre? Das ist ein ganz anderer Hiskia, ein doppelt arm gewordener Mann. Der Blick des Glaubens auf den Herrn ist ihm vergangen. — „Verlorenes Gold.“

Hiskia war in den Tempel gegangen, aber an dem Gold der Türen hängengeblieben, statt ins Heiligtum zu seinem Herrn zu gehen. Ich male es mir so aus. Hiskia wandte sich in der Stunde der Not, wie er es vorher und nachher immer getan hat, zum Tempel. Er wollte den Herrn, seinen Gott, anrufen. Wo sollte er anders in dieser aufregenden Zeit Ruhe finden?

Schon schritt er durch die hohen Tore. Da leuchtet das Gold der Tempeltüren im Abendsonnenschein. Er bleibt stehen. Wie Blitze fahren seine Gedanken durcheinander, ein Plan jagt den anderen. Das könnte helfen! Da wäre alle Not zu Ende! Am Golde bleibt er hängen, bei dem Gold bleibt er stehen. Aus dem Gang zum Herrn wird ein Gang vom Herrn weg, in eigener Kraft und Weisheit und fleischlicher Selbsthilfe.

Die Alten hatten doch recht mit ihren jetzt so unmodern uns anmutenden Klängen: Daß die Sinnen nicht zerrinnen in den Bildern dieser Welt! Es steckt doch viel Weisheit in ihren Gebeten. Auf dem Wege zum Herrn war Hiskia abgeirrt, weil seine Sinne nicht gesammelt waren. Durch die Augen war die Sünde ins Herz hineingestiegen, wie der Dieb durchs Fenster. Es war ein trauriger Augenblick. Was hätte ihn dort im Heiligtum erwartet! Wie würde sich seinem vertrauenden Herzen die Liebe seines Gottes aufgeschlossen haben! Welche Zuflüsse übernatürlicher Kraft des Glaubens, welcher Friede in allem Sturm waren dort für ihn bereit! Wie wäre er herausgekommen, sein Haupt gesalbt mit Freudenöl trotz aller Not! Und nun? Er hat in doppeltem Sinne sein Gold verloren.

Wie oft ging es so bei uns! In der Angst wollten wir zum Herrn und gingen von unserer Not hinweg auf das Kämmlein zu in der Hoffnung, dort, wie immer, Ruhe und Hilfe und einen Durchblick zu erhalten. Aber da fiel uns irgendeine Aushilfe ein. Die Gedanken flogen, das Rechnen ging mit fieberhafter Eile vonstatten. Es gestaltete sich alles zu einem freundlichen Bild; so könnte es wohl gelingen. Dann kamen ganz aus dem Hintergrunde einige eigenartige Gedanken: Wenn wir uns so selbst helfen könnten? Dann brauchten wir nicht zum Herrn, nicht auf die Knie, nicht aufs Angesicht. So raunte uns unser Stolz zu. Und die fleischliche Trägheit kam ihm zu Hilfe. Wir blieben hängen an unseren eigenen Mitteln und Künsten und suchten nicht das Angesicht unseres Herrn. Auf dem Wege ins Heiligtum sind wir an dem verheißungsvoll glänzenden Gold unserer eigenen Anschläge hängengeblieben. Was war es eigentlich, was da aus dem Hintergrund hervorgekommen war? War es Stolz? War es Trägheit? Es war mehr. Auch in dem Herzen des wiedergeborenen Menschen findet sich immer noch eine heimliche, verborgene Feindschaft gegen Gott. Der Katechismus hat doch recht, wenn er sagt, daß ich von Natur geneigt bin, Gott und meinen Nächsten zu hassen. Dies ist damit gemeint: der Aufruhr unserer Seele in solchen Augenblicken. Der Mensch will sich nicht ganz verlorengeden, nicht ganz unfähig und elend erscheinen, will nicht wieder

durchkosten die Tötung des eigenen Wesens, daß er sich in den Staub legen muß vor dem Herrn, ehe er seine wunderbare Güte erfährt. Er will sich behaupten, vielleicht nicht gegen, aber neben Gott. Gib es nur zu, es ist heimliche Feindschaft.

Und dieser heimliche innere Widerstand gegen unseren Herrn bringt uns ins Elend, aus dem Leben in froher, erhebender Gemeinschaft mit Gott wie im Paradiese hinaus auf den unfruchtbaren Acker, der Dornen und Disteln trägt. Statt des königlichen Wegs des Kindes, das zu seinem Vater geht, wählen wir den Knechtsweg, plagen und mühen uns ab — doch schließlich vergebens —, statt unser Leid auszuschütten in das edelste, gütigste Herz, das uns das Vorrecht gab, wir dürften immer kommen mit unserer Not.

Wie oft treiben wir so auch Gottes Reichsarbeit! Darum ist unser Wort so arm und schwach. Wir blieben bei irdischen Quellen stehen, und wären es auch Auslegungen geistgesalbter Männer gewesen, statt daß wir zum Herrn gegangen wären. Darum ist so wenig Frucht in unsere Arbeit: Wir haben soviel Betrieb, versuchen immer neue Methoden, schlagen neue Wege ein, wir machen uns viel zu schaffen mit allerlei klugen Plänen, aber ziehen nicht an die Kraft Gottes im Umgang mit ihm im Heiligtum. Wir arbeiten mit unseren natürlichen Kräften, in denen vielleicht manche Gabe liegt, wertvoll wie Gold, aber im Grunde ist es fleischlich. Wir sollten doch arbeiten „nach dem Vermögen, das Gott darreicht“. Merken wir nicht, daß wir auf vieles von all dem verfallen, weil diese mühevoll betrieb-samkeit, so unbequem sie oft ist, unserem alten Wesen doch noch leichter fällt als der Umgang mit Gott im Heiligtum? Wir haben eine heimliche Scheu vor der Begegnung mit dem Herrn in der Stille des Kämmerleins, vor dem „Ringeln mit Gebeten“.

Welche Toren wir sind! Wir arbeiten und arbeiten, mühen und plagen uns, opfern viel Zeit und Geld und Kraft. Aber weil wir nicht hineingehen ins Heiligtum, sondern steckengeblieben sind in all den menschlichen Plänen und irdischen Entwürfen, die sich uns in der Tür des Tempels mit so eigenartiger Wucht und Lebendigkeit entgegenwarfen — sie kamen aus einer anderen, unheimlichen Welt —, darum bringen wir keine bleibende Frucht. Wir sind von den stillen Quellen der Kraft abgekommen. Es hat sich etwas, das vielleicht sehr edel und sehr wie Hingabe aussieht, gedrängt zwischen uns und das Geheimnis des Heiligtums. Wir sind entfremdet worden dem Herzen der ewigen Treue: „Verlorenes Gold.“

DAS EINIGE NOTWENDIGE

1. Korinther 1, 30

Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, nämlich zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung.

Drei große Fragen sind es, die jeden, der Hilfe sucht für die Not seines Lebens, umtreiben: drei Tatsachen, an denen jedes menschliche Streben zuschanden wird, so daß wir weder Rat noch Hilfe bei uns selber und bei der Welt um uns her finden können.

Das ist erstens die Tatsache des bösen Gewissens, die Frage, wie wir mit unserer Schuld fertig werden.

Das ist zweitens die Tatsache des gebundenen Willens, die Frage, woher wir die Kraft nehmen können, die Fesseln zu brechen, die uns immer wieder zwingen zu tun, was wir selbst nicht wollen.

Das ist drittens die Tatsache des Todes, die Frage, wie wir hindurchkommen durchs Sterben und was es ist mit dem, was jenseits der Schwelle des Grabes liegt, mit dem Gericht.

Das sind die drei großen Fragen, die großen, alles beherrschenden Probleme der Menschheit.

Heute wird uns allerdings in unserem Volk zugerufen und auf tausend Weisen gepredigt, diese Fragen seien Fragen der Vergangenheit. Die heutige Weltanschauung setzt die Fragen ab von der Tagesordnung: Wir müssen uns von den Anschauungen und Vorstellungen der letzten zweitausend Jahre, die eine unserem Volk und seiner Art ganz wesensfremde Religion uns aufgenötigt haben, losmachen. Wir kennen kein böses Gewissen, denn alles, was uns von dem geoffenbarten Gott, seinem Gesetz und seinem Gericht verkündigt worden ist, ist Märchen. Unser Gott ist das deutsche Volk. Das ist der höchste Wert unseres Lebens. Wer etwas neben oder gar über das deutsche Volk setzt, begeht Abgötterei. Es gibt kein anderes Gesetz für uns als dies, daß wir Deutsche sind, deutsch nach unserem natürlichen Wesen. Darum gibt es keine Schuld vor einem Gott, der uns fremd ist. Darum gibt es auch keinen Kampf, in dem wir Kraft brauchten, den Willen Gottes zu tun. Recht ist, was deutsch ist. Recht ist, was dem deutschen Volke nützt. Es gibt keine andere Norm für unser Tun als die deut-

sche Art. Wir können niemanden als nur uns selbst fragen, was gut und böse ist. Woher sollen da die Kämpfe kommen, von denen die Christen reden? Woher die Furcht vor dem Tode und die Angst vor dem Gericht entstehen? Wir haben keine Not mit dem Tod. Der Tod ist eine Episode, nicht von großer Wichtigkeit. Die deutschen Menschen haben ihre Aufgabe und ihr Ziel nur in dem diesseitigen Leben.

Diese Lehre geht dem natürlichen Menschen leicht ein, denn da ist ja alle Not zu Ende. Es gibt keine Sünde, keine Schuld, keine Verantwortung vor Gott, kein Gericht. Es müßte ein hörbares Aufatmen hindurchgehen durch die ganze deutsche Welt, wenn man das glauben könnte. Welch ungeheure Erleichterung wäre das für alle! Keine Sünde! Keine Schuld! Keine Verantwortung! Kein Gericht! Das deutsche Volk macht sich einen Gott nach seiner Art und seinem Maß. Das ist nichts Neues, das ist schon immer das Bestreben des natürlichen Menschen aller Zeiten gewesen. Goethe sagt: „Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zu Spott!“ Darum ward Gott so oft zu Spott, verachtet unter den Menschen; ja, abgesetzt sollte er sein mehr als einmal.

Aber Gott ist da, und ob man ihn absetzen möchte, in den Herzen der Menschen bezeugt er sich durch seinen Geist, und durch sein Wort wirkt er trotz aller Verhinderung der Verkündigung. Und weil Gott da ist und sein Licht, darum sehen wir auch unsere Flecken, die man natürlich im Halbdunkel der selbstgemachten Religion nicht wahrnimmt. Da ist alles in Ordnung. Vor Gottes Augen aber ist nichts in Ordnung. Mit einer nicht verdrängbaren Wucht bricht dies Bewußtsein sich immer wieder Bahn. Man soll nur die Dichter fragen: „Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen, man rühmt den Klugen, man preist den Kühnen, allein das Herz, das Herz in der Brust ist sich unendlicher Schuld bewußt.“ Die Tatsache besteht, die Tatsache des bösen, unruhigen Gewissens, die Tatsache des kraftlosen Willens, die Tatsache des Todes und des Gerichts.

Und je ernster die Menschen das nehmen, um so fleißiger haben sie von altersher Hilfe gesucht, eine Sicherheit gegen das Gericht über unsere Schuld, eine Hilfe in der Not des Lebenskampfes gegen die Sünde. Man suchte einen Schutz, einen Anwalt. Darum sagt man auch jetzt zu uns: Heute ist die Stunde der römischen Kirche. Gerade wenn im Volk alles umgewendet und alle Furcht Gottes vertrieben werden soll, gerade jetzt, wo die Ernsten und nicht Oberflächlichen desto tiefer und schmerzlicher ihr Versagen und ihre Schuld empfin-

den und nur mit beschwertem Herzen an die Zukunft denken können, gerade jetzt soll man sich flüchten in die römische Kirche. Da findet man das ernste Gesetz Gottes und Verordnungen und Vorschriften, je mehr und strenger, um so lieber, auch Strafen, die das Gewissen beruhigen. Da wird die Sorge um das Heil der Seele einem abgenommen von priesterlich waltenden Händen, vor allem in der schweren letzten Stunde des Todes. Da hat man Heilmittel gegen die Sünde und ihre Folgen.

Wir wissen, daß manche dieser lockenden Botschaft ihr Ohr zu öffnen geneigt sind. Da wäre man ja heraus aus aller Not und könnte alles den dafür geweihten Männern übertragen. Welch ein Friede müßte das sein!

Aber das Reformationsfest gibt uns willkommenen Anlaß, erneut mit ganzem Ernst zu rufen: Nein! Nein!, obwohl wir dankbar anerkennen, daß auch Männer der römischen Kirche ihre Stimmen in unserem Volk laut erheben für den geoffenbarten Gott und sein Gesetz. Uns hilft kein Heilmittel gegen die Sünde. Uns hilft nur der Heilmittler, von dem wir heute reden wollen: Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit nämlich:

1. zur Gerechtigkeit, das spricht von unserer Schuld;
2. zur Heiligung, das fragt nach der Kraft zu einem neuen Leben;
3. zur Erlösung, das zeigt die Überwindung des Todes und des Gerichts.

Unsere Gerechtigkeit

Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit. Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Wie bist du gerecht vor Gott? Das waren die gewaltigen alles erschütternden Fragen innerster Not, die die Väter unserer evangelischen Kirche ergriffen hatten, die ihr Leben in eine Klage verwandelten und sie ratlos und hoffnungslos an allem Heil verzweifeln ließen. Was aus der Klosterzelle des einen, des Mönches von Erfurt und Wittenberg herausklang, da dieser Mann gerungen hat Tag und Nacht, da er sich kasteite und, was junge unverbrauchte deutsche Bauernkraft hergeben konnte, daran gewandt hat, um durch Selbstquälerei seine Sünde abzubüßen und abzutöten und Gott zu gefallen, das war auch der Lebenskampf so vieler anderer aufgewachter Männer jener Tage, die sich später in der lutherischen und

reformierten Kirche zusammenfanden. Auch sie hatten die furchtbare Not durchkostet, die jeden zerreibt, der sich mit den Ordnungen der römischen Kirche und den Menschen-satzungen abmüht und doch nicht zur Ruhe kommt, weil ja die römische Kirche grundsätzlich alle diese Dinge der letzten Entscheidung immer in der Schwebelage hält und keinen zum Frieden mit Gott und zur Heilsgewißheit kommen läßt, so daß jeder immer abhängig bleibt von der Kirche.

Wir können uns in diese Not der Väter der Reformation nicht so hineindenken, aber wir verstehen aus eigener Erfahrung, wie sich ihre Not steigerte, weil in ihr Streben, den Vorschriften der Kirche Genüge zu tun, ein anderer Kampf hineingeschlagen war. Gott hatte sich eingeschaltet in dieses Gespräch mit ihrem Gewissen. Sie hatten es schon lange nicht mehr nur mit der Kirche und ihren Satzungen, sondern sie hatten es mit Gott zu tun. Die Frage war aufgewacht, auf die der Apostel hier Antwort gibt: Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit. Diese Antwort freilich hörten die damaligen Kämpfer in der Dämmerung des großen Sonnenaufganges noch nicht, aber die Frage war über sie gekommen mit ungestümer Gewalt, sie waren vor Gott gestellt worden, vor Gottes Gericht. Wem das geschieht, dem gehen die Wasser der Not bis an die Seele. Der ringt dann nicht mehr mit den Idealen des menschlichen Strebens, auch nicht mit den Ordnungen einer Kirche oder Moral, er schlägt sich nicht nur herum mit seinen eigenen Gedanken, die sich untereinander beschuldigen und verklagen, sondern er ist erfaßt von dem lebendigen Gott.

Kennen wir die Not, liebe Freunde, die Not, wenn Gott gegen uns ist; wenn uns die Höhe seiner Forderungen aufgeht: „Ihr sollt vollkommen sein!“? Wissen wir, was es heißt, den tiefen Abgrund vor uns zu sehen, von Gott verworfen zu sein? Kennt ihr die Flamme, die brennt als die Not in aller Not, daß unser Gewissen uns Zeugnis gibt: Gott will mich nicht; der Heilige kann mich nicht wollen; der Tod ist der Sünde Sold?

Da fällt der Schatten Gottes schwarz und schwer auf unser Leben, und wir erkennen die Zusammenhänge: Weil die Menschen nicht in seinem Licht rein sein wollten, gerieten sie in die Herrschaft der Sünde und ihrer Folgen, in all das Elend und Herzeleid, in all die Tränen und den Jammer, in Krankheit und Tod. Gottes Zorn ist wider uns entbrannt. Wir sind verworfen, verloren.

Wer diese Not aus eigener Erfahrung kennt, der versteht die Reformatoren, daß ihnen in dieser Tiefe der Angst die Kirche nicht helfen konnte, daß sie das Werk des Priesters ablehnen mußten. Das ist ja die Todesgefahr für das innere Leben! Der Priester, der sich immer einmischt in die Einsamkeit des Menschen, daß der Mensch nie allein ist mit seinem Gott; der sich immer hineindrängt in die heiligsten, ehrlichsten und einsamsten Stunden, da der Mensch vor Gott offenbar werden soll. In der römischen Kirche ist der Mensch nie allein mit seinem Gott, nicht Mann noch Frau, nicht Jung noch Alt, immer ist der Priester dabei und redet dazwischen. Man kann mit Gott in den entscheidenden Fragen nur verkehren durch den Priester, und es behält die Kirche immer das letzte Wort. Das ist der Tod für das innere Leben. Das war die gewaltige Erkenntnis der Männer der Reformation: Der Priester kann uns in unserer Not nicht helfen. Wen die Gottesverzweiflung gepackt hat, der hat den Priester hinter sich, der weiß: Mir hilft nur Gott, oder mir ist nicht zu helfen. Wohl dem, der dies erfahren, daß Gott ihm geholfen hat! Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit. Da hörten unsere Ohren den Namen über alle Namen; da sahen wir die Geschichte, die da geschehen ist von Bethlehem bis Golgatha; da erblickten wir ihn als Helfer und Heiland inmitten der Not der Elenden, der Mühseligen und Beladenen; da standen wir unter dem Kreuz.

Ja, da hat Gott uns geholfen. Zum erstenmal sahen wir das Lamm Gottes, das der Welt Sünde hinwegträgt. Die Augen für das Kreuz liegen im Gewissen, und aus der Not des Gewissens heraus haben wir den Gekreuzigten ergriffen. Da sprach Wunde zu Wunde, Tiefe zu Tiefe, die Tiefe seiner Huld zur Tiefe unserer Schuld. Gottes Geist hat es dem Geplagten und Verzagten innerlich verklärt: „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Und wir bekennen im Aufblick zu ihm: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält.“

Seither wissen wir die Antwort auf die Frage: Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben? Wie bist du gerecht vor Gott? Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit. In ihm, dem Gekreuzigten, haben wir die Vergebung aller unserer Sünde. Wenn wir ihn in Buße und Glauben ergreifen, so haben wir um seinetwillen im Gericht Gottes Urteil für uns. Wir sind nicht nur nicht verloren, sondern gerecht gesprochen, „als hätte ich nie eine Sünde begangen

noch gehabt und selbst allen den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wohltat mit gläubigem Herzen annehme.“ Wer in Christus Jesus ist im Glauben, der lebt nicht mehr vor, sondern nach dem Weltgericht. Von Herzen wollen wir Ja sagen zu Gottes Gericht über unsere Sünde, zu unserem tiefen Verzagen, weil wir gelernt haben, wie nah hinter dem Verzagen die Gnade wohnt. Von Herzen aber auch Ja sagen zu Gottes Gnade und Erbarmen, daß er die Gottlosen gerecht macht in Christus. Nein, wir haben kein Heilmittel gegen die Sünde, wir haben den Heilmittler: Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit.

Unsere Heiligung

Aber haben die Reformatoren nicht doch leichtfertig gehandelt? Haben sie denn nicht daran gedacht, daß der Kampf mit der Sünde und mit dem Fleisch in unserem Leben bleiben wird, auch wenn wir uns der Gnade Gottes getrösten können? Wäre es nicht doch besser gewesen, sich für die Not der kommenden Kämpfe die Hilfe der Kirche zu sichern durch die mancherlei Gnaden, die sie durch ihre Sakramente vermitteln will, der Kirche, die dem Menschen Hilfe und Kraft verspricht in der Heiligung seines Lebens?

Nein! Jene Männer unserer evangelischen Kirche haben die Frage, die hier auf uns eindringt, nicht vergessen und übersehen. Sie kannten den Kettenschmerz, den Verzweiflungsschrei, auch im Herzen des Wiedergeborenen: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht.“ Wenn Luther einmal ausruft: „Ich fürchte mich mehr vor meinem eigenen Herzen als vor dem Papst und allen seinen Kardinälen“, so haben auch die Väter der reformierten Kirche ebenso wie er mit großem Ernst je und je die Verderbtheit des natürlichen Menschen und unsere völlige Unfähigkeit, vor Gott etwas Gutes zu wirken, betont: „Wir sind ganz und gar untüchtig zu irgendeinem Guten und geneigt zu allem Bösen.“ Ja, jene Männer kannten recht wohl die zweite Frage, von der wir sprechen, die Frage nach der Kraft zum neuen Leben.

Aber sie hatten auch die Ohnmacht der römischen Kirche und ihrer Heilmittel erkannt. Seitdem sie Christus ergriffen hatten, ihren Heiland, konnten sie überhaupt nicht mehr in den Gedankengängen der römischen Kirche denken. Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, bestand für sie nicht mehr in Zusammenzählung einzelner „guter Werke“, die doch nie ge-

nügen konnten, sondern erst ergänzt werden mußten durch Hinzurechnung der sogenannten überschüssigen guten Werke angeblicher Heiliger. Lauter unmögliche Begriffe für einen Menschen, der in der Bibel lebt.

Nein, all dies äußerliche Rechnen und Zählen, diese Menge von guten Werken, von Gebeten, von Rosenkränzen und Pilgerzügen und Wallfahrten und Gelübden, das alles lag ihnen weltenfern, seitdem sie Christus ergriffen hatten, Christus, der ihnen von Gott gemacht war zur Heiligung. Sie waren nun nicht mehr Räder in einem Heilsbetrieb der römischen Kirche, sondern Reben an Christus, dem Weinstock.

Und weil sie ihm durch wahren Glauben eingeleibt waren, war es unmöglich, daß sie nicht Frucht der Dankbarkeit bringen sollten. Ihr Verhältnis zu Gott war neu geworden durch diesen ihren Herrn; darum wurde durch ihn auch ihr Verhalten Gott gegenüber ein neues. Dadurch, daß sie mit Christus zusammengekommen waren, dem Durchbrecher aller Bande, waren sie mit ihrer Sünde im innersten Grunde auseinandergekommen. Und wie sie, so können auch wir, wenn wir die gleiche Gnadenerfahrung haben, nicht dem angehören, der um unserer Sünde willen sein Leben gelassen hat, und zugleich in der Sünde weiterleben mit Lust und Herzenswollen. Jesus ist uns dazwischengetreten, zwischen uns und unsere Sünde. Jesus ist der Mittelpunkt unseres Lebens geworden, der eine alles beherrschende Name. Seither ist das unser Feind, was früher unser Freund war: die Sünde, und das unser Leid, was früher unsere Lust war: die Sünde. Jünger Jesu sind nicht Leute, die keine Sünde mehr haben, sie sind Leute, die um Jesu willen, durch seinen Geist getrieben, keine Sünde mehr liebhaben. Jesus ist um ihrer Sünde willen gestorben; so sind sie mit ihm der Sünde gestorben und wollen nichts mehr gemein haben mit dem Feind ihres Heilands, der ihm den Tod eingetragen hat. Ist Jesus auferstanden von den Toten, so sind sie mit ihm auferstanden zu einem neuen Leben. Und nur eins ist ihr Lebensziel: dem in Dankbarkeit zu leben, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Das macht sie wacker und fleißig zu guten Werken. Da ist kein träges Liegenbleiben in Sündenliebe oder Gleichgültigkeit mehr möglich. Nein! Es ist Lebensgemeinschaft des einzelnen mit dem erhöhten Haupt der Gemeinde im Himmel. Kein Heilmittel ist uns gegeben gegen die Sünde, das uns umgestalten und uns Kraft geben könnte; der Heilmittler Jesus allein ist die Quelle alles neuen Lebens. Aber es ist ein neues Leben,

und durch die Verbindung mit ihm wird uns Kraft geschenkt, daß wir mit unserem ganzen Leben uns dankbar gegen Gott für seine Wohltaten erzeigen und er durch uns gepriesen werde. Es stammt alles von unserem Herrn. „Der Acker selbst, auf dem die guten Früchte wachsen, ist uns von Gott geschenkt“, sagt Calvin. Durch Christus, unseren Herrn, durch seinen heiligen Geist, wird er in uns, seinen Gliedern, das wirken, was um seinetwillen Gott wohlgefällig ist. Es ist alles ganz persönlich und hängt an unserer Gemeinschaft und Verbindung mit ihm. Mit einem Gleichnis zu reden: In unserem alten Leben war das Sündigen fahrplanmäßig; seitdem wir Christi Eigentum sind, ist es wie ein Eisenbahnunglück. Aber jedesmal, wenn wir über solchem Unglück erschrecken, gibt unser Gewissen uns Zeugnis, daß die Ursache dafür lag in unserer Untreue im Verkehr mit unserem Herrn, in der fehlenden Verbindung mit ihm. Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Heiligung.

Unsere Erlösung

Das ist das Dritte: Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Erlösung, zur endlichen Erlösung von Tod und Gericht. Ist das nicht die gewaltige Macht der römischen Kirche zu aller Zeit gewesen, daß sie als Schreckmittel in der Hand hatte den Hinweis auf den Tod und das Fegefeuer und das Gericht? Da hat sich, als das dunkle Ende nahte, noch mancher wieder zurückgeflüchtet in den Schoß der, wie er meinte, alleinseligmachenden Kirche, wenn die Flammen des Fegefeuers vor der Seele standen, wenn gar das Gericht und die ewige Verdammnis drohten. War es da nicht doch sicherer, durch Messen und Ablass, durch das Sakrament der Buße und der letzten Ölung, durch all die gütige Zueignung der Werke der Heiligen und überhaupt durch die mütterliche Liebe der Kirche, die alles Heil zu vermitteln versprach, die letzte Not zu überwinden?

Gerade da, wo der Mensch so ganz hilflos war, priesen sich natürlich die Heilmittel der römischen Kirche am lockendsten an, und der Mensch, der so verlassen und einsam im Tode liegt, übergibt sich doch wieder einer Kirche, deren Vermittlung hineinreicht, wie sie sagt, bis ins Jüngste Gericht.

Die Reformatoren haben diese überwältigende Macht der römischen Kirche gekannt und auch die natürliche Neigung des Menschen, sich einer fast zauberhaft wirkenden Kirchenorganisation und einem die Rettung versprechenden Heilsmechanismus anzuvertrauen; und deshalb haben sie klar und

deutlich bekannt: Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Erlösung. Seine Auferstehung ist denen, die an ihn glauben, die Gewißheit und das Angeld ihrer einstigen seligen Auferstehung, so daß Tod und Grab uns nicht mehr schrecken dürfen. Wir sind nicht nur im Leben, sondern auch im Sterben unseres Heilandes Jesu Christi eigen, und er ist getreu. Nicht irgendwelche Heilmittel können uns helfen. Christus, das ist unser ein und alles, der Grund unseres Heils und auch der Stern unserer Hoffnung. Ja, Jesus Christus ist der Morgen- und Abendstern all unseres geistlichen Lebens. Er leuchtete uns auf, als wir durch seinen Geist zum Glauben kamen. Er wird uns auch leuchten, wenn die irdische Sonne untergeht.

Christus! Mit ihm allein haben wir es auch im Tode zu tun und im Gericht, mit ihm, dessen Gnade und Treue wir in allen Führungen und Lagen unseres Lebens kennengelernt haben. Ob wir sein eigen sind, das ist die eine große Frage, an der sich alles entscheidet. Bin ich sein eigen, dann hat es keine Not, auch nicht im Tode. Muß er zu mir sagen: „Ich kenne dich nicht!“, dann ist alles verloren in Ewigkeit. Es ist alles ganz persönlich, alles abhängig von unserer Glaubensverbindung mit diesem Heiland. Man kann gerettet werden nur durch Jesus. Man kann verloren gehen nur an Jesus, wenn man den Heiland, den Gott uns gesandt hat, verachtet und von sich weist, den Mittler unseres Heils. Sind wir aber sein eigen, dann tritt mit der Macht göttlichen Trostes auch in der Todesstunde das Wort in Kraft: „Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“

Zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und deshalb auch zur Erlösung aus Tod und Gericht ist er uns gemacht. Sein Name ist der einzige Name, den wir nennen und den wir rühmen, den Mittler unseres Heils, Christus Jesus.

ER ZOG HINAB

1. Könige 22, 2

Im dritten Jahr aber zog Josaphat, der König Judas, hinab zum König Israels.

Von dem gottesfürchtigen König Josaphat, zu dem sich der Herr wunderbar bekannt hatte, wird zweimal ein Abweichen berichtet, und zweimal hat Gott ihm seine Propheten in den Weg geschickt, die mit unerbittlich ernstem Wort seine Sünde strafte. Das zweite Mal heißt es: „Darum, daß du dich mit Ahasja vereinigt hast, hat der Herr deine Werke zerrissen“ (2. Chroniker 20, 37). Das erste Mal war es seine Verbindung mit Ahab: „Er verschwägte sich mit Ahab“ (2. Chronika 18, 1). Da sehen wir ihn an der Wegbiegung, an der wir noch die Fußspuren des Lot bemerken, der von Abraham sich trennte und nach Sodom zog und dort Gemeinschaft machte mit den Feinden Gottes, der Wegbiegung, an der wir Demas sich trennen sehen vom Apostel Paulus: „Er hat mich verlassen und diese Welt lieb gewonnen“ (2. Timotheus 4, 10). Auch Josaphat hat auf diesem Wege argen Schaden gelitten und nur durch Gottes wunderbare Gnade, zu der er in der Stunde der höchsten Not seine Zuflucht nahm, wurde sein Leben erhalten und er wieder zurechtgebracht.

Es kam wohl ganz allmählich, er merkte es selber kaum, wie sich die Fäden von seinem Hof in Jerusalem zu dem gottlosen Hof von Samaria spannen. Die Weichen legen sich messerscharf an die Schienen heran, so daß man kaum sieht, wie sie anfangen, aber sie bringen den Zug in eine völlig andere Richtung. Und es war der Anfang von viel Herzeleid und tiefer Schuld. Durch Isebel und Ahab verführt, hätte er beinahe sein Leben und seine Krone verloren. Wer das klare Gebot der Schrift: „Habt nicht lieb die Welt“ (1. Johannes 2, 15) gering achtet, der muß es sich hernach von Gottes Propheten sagen lassen, was dem Josaphat bei seiner Heimkehr entgegengehalten wurde und ihn zur völligen Umkehr brachte: „Sollst du so dem Gottlosen helfen, und lieben, die den Herrn hassen? Und um deswillen ist über dir der Zorn vom Herrn“ (2. Chronika 19, 2). Wie weite Wegstrecken liegen im Leben manches Jüngers des Herrn unter diesem dunklen Schatten, unter dem Zorn Gottes, statt daß der Sonnenschein der Gnade sie bestrahlte; denn viele haben Gemeinschaft gemacht mit dem Geist dieser Welt und seinen Kindern.

Auf solchen Wegen ist auch das Zeugnis verhindert, das wir gerne für den Herrn ablegen möchten. Vielleicht hatten wir vorher die Absicht, unser Zeugnis nicht zu verleugnen. Josaphat hat es auch versucht, ein Wort für den Herrn anzubringen und auch für einen Augenblick damit Eingang gefunden, aber er hatte keine Vollmacht, er drang nicht durch. Im Gegenteil. Wiewohl der Herr durch seinen Propheten wie mit einem Posaunenstoß seinen Warnungsruf erklingen ließ, wurde Josaphat doch mit hineingezogen in den weiteren Sündenweg des Ahab. Die Warnung des Propheten Micha war deutlich, und das ganze Auftreten des Mannes trug den Stempel der Wahrheit Gottes an sich. Aber als er ausgeredet hatte, da sagt der Bericht: Also zog hinauf Ahab und Josaphat in den Krieg gegen die Syrer, vor dem sie Gottes Prophet so erschütternd ernst gewarnt hatte. Also? Auch Josaphat? Man erwartet etwas ganz anderes. Man erwartet: also schied sich der Gottesfürchtige von dem Gottlosen.

Aber nein, er geht mit ihm auf dem Wege des Untergangs. Er hatte sich schon zu tief mit ihm eingelassen und hatte nun nicht mehr die Kraft, sich von dem ins Verderben rollenden Geschick Ahabs zu lösen. Das hätte ja wie Feigheit aussehen können. Für seine inneren Gründe hatte der gottfremde Ahab ja kein Verständnis aufgebracht. Also ging Josaphat seinen Sündenweg bis zu Ende. Er war nicht mehr in dem feinen inneren Zusammenhang mit dem Herrn wie vorher. Das ist der Verlust, den Gotteskinder auf solchen Wegen erleiden, der stille Umgang mit dem Herrn, das heimliche Lauschen auf Gottes leise Stimme geht ihnen verloren. Es verrücken sich ihnen die Maßstäbe. Sie verlieren ihr Ziel aus dem Auge. Sie werden abgestumpft gegen Gottes Warnungen. Auf dem Zauberboden dieser Welt hören die Ohren, die an Gottes Wort gewöhnt waren, nichts mehr, und die Augen werden blind für den Wink des göttlichen Auges, für das Wetterleuchten des Gerichts, und die Zunge wird stumm. Man kann nicht vom Himmel reden bei denen, die nicht himmlisch gesinnt sind. Und ob das Gewissen sich eine Zeitlang verzweifelt wehrt, die Gründe des Verstandes, die Macht der gesellschaftlichen Bindung, die Scheu des natürlichen Herzens vor der Schmach, das alles überwältigt das Gotteskind: „Er zog hinab.“

Und ob er tausendmal vorher die Absicht hatte, den anderen zum Segen zu sein. Wir können es immer wieder erfahren, wenn wir uns gegen die Warnung des Wortes Gottes

von dem klar gewiesenen Weg wenden auf die Straße derer, die den Herrn hassen, dann haben wir keinen Verheißungsboden unter unseren Füßen. Und ob wir in unserer Verblendung uns gerne als Zeugen des Herrn fühlen und betätigen möchten: es ist eine große Selbsttäuschung. — Wir gewinnen die Welt nicht, sondern die Welt und ihr Geist gewinnt uns oder in uns einen Teil unseres Herzens. Wenn wir doch darauf achten wollten bei allen Lockungen der Freundschaft dieser Welt, wenn doch unsere jungen Brüder dies vor Augen haben wollten bei jedem Gedanken an eine Verlobung: Wir dürfen uns nicht täuschen lassen, auch nicht durch frommen Schein. Und ob auch Ahab 400 Propheten des Herrn, wie er sie nennt, um sich sammelt und befragt, er war ein Feind Gottes und seiner Wahrheit.

Und ob es noch so sehr anders schien, er ging mit List um, um Josaphat für seine Zwecke einzufangen. Darum war er so freundlich, darum der glänzende Empfang und die großen Feste. Hüte dich, wenn die Welt dir freundlich ist. Ob die Menschen es nicht böse meinen, der Fürst dieser Welt führt immer Böses im Schild gegen Jesu Jünger. Seine Stricke sind fein, aber stark; seine Netze gut verborgen, die Minen sicher gelegt. Hernach sieht man die Ruinen eines Lebens, das wundervoll anfang. Wohl uns, wenn wir Angst haben vor der Welt Freundschaft, wenn wir uns dort nicht wohl fühlen, wenn es uns unheimlich wird bei ihrem Spaß und Scherz. Da wollen wir lieber fliehen und uns auslachen lassen, als dem Herrn Schande zu machen und Gottes Zorn auf uns zu laden. Viel lieber zu eng-, als ein wenig zu weitherzig. An dem Eingangstor zu solchen Weltfreundschaften steht für Gotteskinder das Schild: „Gefahr! Starkstromleitung!“ Wer die Macht des Satans und die Kräfte der Finsternis gering schätzt und nicht mit Furcht und Zittern seine Seele in den Händen trägt im genauen Gehorsam gegen das klare Wort Gottes, von dem werden wir mit Trauern und Wehmut bald berichten müssen: „Er zog hinab.“

HALBE LIEBE HÄLT NICHT STICH

2. Chronika 25

Ein geteiltes Herz

Es ist ein scharfer Maßstab, den Gottes Wort an das Leben der Menschen legt. Es geht ihm nicht darum, daß sie im allgemeinen „fromm“ sind, sondern es urteilt danach, ob die Menschen nach Gottes Geboten fragen und nach Gottes Wohlgefallen. Nicht das ist für uns entscheidend, was den Menschen gefällt, oder was wir selbst für das Gute halten, auch nicht, was die Christen als das Richtige anerkennen, sondern es handelt sich für die, die dem Herrn folgen wollen, bei all ihrem Tun um das, was Gott wohlgefällt. Wenn wir im ungewissen sind wegen der Beurteilung einer Handlung, so erhalten wir meist Klarheit durch die Frage: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Wenn Jesus jetzt bei dir stände, wenn sein Auge auf deinem Tun ruhte, was würde er sagen zu deiner Stellung zur Welt, zu der Art deines Auftretens in der Familie, zu deinem Verhältnis deinen Nachbarn gegenüber? Was würde er sagen zu dem Buch, das du liest, zu der Zeit, die du auf die Zeitung verwendest? Was würde er sagen zu deinen Worten, deinen oft so scharfen, lieblosen, harten Worten? Oder zu deinen Gedanken? Was würde er sagen zu deinem Bibellesen, deinem Beten? Könnte das Urteil deines himmlischen Meisters lauten: Er tut, was dem Herrn wohlgefällt?

Von Amazja wird dieser Ausdruck gebraucht, aber im zweiten Teil des Satzes muß er leider eingeschränkt werden: „Doch nicht von ganzem Herzen“ (Vers 2). In der schönen Frucht ist ein Wurmstich. Da sehen wir schon den Anfang vom Ende, den Grund alles Zusammenbruchs und aller Enttäuschungen, von denen später die Rede sein wird. Man freut sich über den ersten Satz: „Er tat, was dem Herrn wohlgefiel.“ Aber dann kommt die Angst: „doch nicht von ganzem Herzen.“ – Das kann nicht gutgehen. Das Ende trägt die Last. Solches Leben muß zerbrechen. Er wandelte in Gottes Geboten, aber er machte Ausnahmen, da muß er fallen. – Die Sünde ist bei uns immer auf der Lauer; sie ruht vor der Tür. Nur ein gegen die Versuchung ganz geschlossenes Herz bleibt siegreich. Wenn wir an einer Stelle nachgeben, dann öffnen wir unserem Feind ein heimliches Tor in die Burg unseres Herzens. Da wird er eindringen und dann bald unser ganzes Leben regieren.

Wer mit der Sünde spielt, mit dem spielt hernach die Sünde.
Ob wohl auch über deinem Leben steht: „Doch nicht von
ganzem Herzen“!?

Es heißt von Amazja: „Die Höhen wurden nicht abgetan;
sondern das Volk opferte und räucherte noch auf den Höhen“
(2. Könige 14, 4). Das war also der Punkt, auf dem er nicht
ganz dem Herrn, seinem Gott, gehorsam war. Es blieb noch
etwas Götzendienst mit seiner Einwilligung im Lande. Viel-
leicht, daß er dem Volk zulieb in dieser Sache nicht durch-
gegriffen hat. Bei den Götzenfesten auf den Höhen ging es
meist recht lustig und auch recht fleischlich zu, und an solchen
alten Festen hängt das Herz des Volkes mit großer Zähigkeit.
Amazja sah die Sache nicht mit dem nötigen Ernst an. Er fühlte
sich selbst wohl der Versuchung gegenüber gewappnet, und
doch ist dieses gerade der Punkt, auf dem er später in die
Sünde hineingeriet. Er führte fremde Götter ein (Vers 14, 20).
Auf dem Punkt, wo er nicht klar Stellung genommen hatte,
da, wo er nicht mit der vollen Hingabe an Gottes Gebote
stimmte, kam später sein tiefer Fall. Solche Halbheit wirkt
sich aus und rächt sich. So geht es auch heute überall, wo ein
Mensch in halber Hingabe an Gott und mit unklarer Stellung
zu Gottes Geboten dahinlebt: wurmstichiges Christentum. —
Halbe Liebe hält nicht Stich.

Richtig rechnen

„Amazja sprach zum Mann Gottes“ (Vers 9). Er soll sich
ganz auf Gottes Seite stellen, da fängt man an zu rechnen, da
macht man seine Einwendungen: „Was soll man denn tun mit
den hundert Zentnern, die ich den Kriegsknechten von Israel
gegeben habe?“ Soll das alles verloren sein? Schade um das
schöne Geld! Ja, wenn ich nicht schon angefangen hätte. Aber
nun soll ich das alles fahren lassen? Der König schwankte. Der
Mann Gottes hatte offenbar gewaltigen Eindruck auf ihn ge-
macht und Gottes Stimme fand bei ihm noch ein offenes Ohr.
Wir können es aber gut verstehen, daß er nun anfang zu rech-
nen und die großen Zahlen reden lassen wollte: hundert
Zentner!

Das Geld ist verloren, aber das hätte er sich vorher über-
legen müssen; das hätte er lernen können aus der Geschichte
seines Volkes und seiner Ahnen. Es war noch nicht allzu lang
her, daß sein gottesfürchtiger Vorfahre Josaphat sich auf einen

ähnlichen Abweg verirrt hatte. Da mußte auch ihm der Herr einen Mann Gottes senden: „Darum, daß du dich mit Ahasja vereinigt hast, hat der Herr deine Werke zerrissen“ (2. Chronika 20, 37). Zerrissene Werke, das sind solche Unternehmungen; verlorenes Geld, verlorene Mühe. Die kann man sich sparen, denn der Herr läßt seinen Kindern solche Wege nicht gelingen. Es war ja richtig, was Amasja sich sagte: jene hatten für das Geld nichts getan und hatten es nun schon bekommen. Es mußte ihn verdrießen. Es war wirklich schade um das Geld, aber: Richtig rechnen! Wer zu Gott gehört, muß mit Gott rechnen.

Mit Gott rechnete der Mann Gottes. Es leuchtete wie ein siegreicher Strahl des Glaubens aus seinen Worten: „Der Herr hat noch mehr, das er dir geben kann, denn dies.“ Laß fahren dahin und wären es hundert Zentner Silber und wäre es deinem Herzen noch viel teurer, als Gold und Gut es sein kann. Laß fahren dahin! Der Herr hat noch mehr. Der Herr kann ersetzen, wo wir um seinetwillen Verluste leiden; wo ein Mensch um seines Gottes willen sich etwas vom Herzen reißt, da soll er seinen Gott kennenlernen. Schätze doch Gott nicht zu gering ein und das, was er dir geben und was er dir sein kann. Gott ist nicht an hundert Zentner Silber gebunden: „Der Herr hat noch mehr, das er dir geben kann, denn dies.“ Rechne mit Gott. Das ist schließlich das kluge Rechnen. Auf alles verzichten, auf Vaterland und Freundschaft, wie Abraham und Ruth; auf Macht und Ehre, wie Mose in Ägypten; auf sein Geschäft, wie Levi und Zachäus; auf seinen ganzen Lebensunterhalt, wie Petrus. Die solches getan haben, die haben erfahren: „Der Herr hat noch mehr, das er dir geben kann, denn dies.“

Bergab

Ein erschütternder Gegensatz zu dem vorigen. Getrost in Gott — und nun tief verstrickt in Götzendienst. „Amasja brachte die Götter der Kinder von Seir und stellte sie sich zu Göttern und betete an vor ihnen und räucherte ihnen“ (Vers 14). Der Herr hatte ihm geholfen. Das mußte ihm über allem Zweifel klar sein, daß Gott es war, dem er den Sieg verdankte. Aber jetzt kam der Zwiespalt in seinem Herzen zur Auswirkung, jetzt zeigten sich die Folgen seiner Halbheit: „Doch nicht von ganzem Herzen“ (Vers 2).

Hing er doch noch an den lustigen, sinnlich vergnügenden Gottesdiensten auf den Höhen der Berge, die in so krassem Gegensatz standen zu den ernstesten Gottesdiensten des heiligen Gottes? War es Eitelkeit, daß er ein Denkmal seines Sieges haben wollte? Das lag wohl stark in seiner hochmütigen Art. Oder war es die Furcht vor der Rache der Götter des besiegten Volkes, denen er nun doch auch ein wenig seinen Tribut bezahlen wollte. In jedem Falle war es Halbheit. Er setzte sein Vertrauen nicht ganz auf den Herrn. Als nun wieder ein Prophet Gottes – vom Herrn gesandt – mit ihm sprach, da ließ er sich nichts sagen (Vers 16). Früher, als er noch vor der Schlacht stand und wohl beklommenen Herzens der Entscheidung entgegensah, hörte er auf Gottes Propheten, in der Stunde der Bedrängnis; jetzt, nach dem Sieg, fährt er hochmütig und stolz, ja frech einher, kann es sogar sich nicht versagen, den Propheten Gottes zu verhöhnen. Er geht über die treue Warnung seines Gottes hinweg und sendet seinem Nachbarkönig in Israel eine Herausforderung zu: „Wir wollen uns miteinander messen“ (Vers 17). Der fertigt ihn mit Spott ab. Auch in diesem Wort hätte sein Ohr, wenn sein Gewissen wach war, eine Warnung seines Gottes vernehmen müssen. Aber Amazja gehorchte nicht. Er suchte Ruhm, und es war wie Joas, der König Israels, ihm sagte: „Du ringst nach Unglück“ (Vers 19). Man hat fast den Eindruck, daß er sich Mühe geben mußte, aus der treuen, bewahrenden Hand Gottes herauszufallen und seinen Untergang zu finden. Gott will so gerne bewahren, aber der Mensch treibt es dann so, daß das Unheil kommen muß trotz der Gnadenabsichten Gottes. Amazja gehorchte nicht und zog in die Schlacht, in der er schmachvoll geschlagen und seine Hauptstadt von seinen Feinden geschändet wurde. Es ging mit ihm bergab.

Blicke hinter die Kulissen

Die Geschichte des Amazja führt uns auf mancherlei geheime Zusammenhänge, die wir leicht übersehen, für die uns Gottes Wort aber die Augen öffnet. Das erste Wort, das uns aufhorchen läßt, ist die traurige Antwort, die der Prophet dem Könige gibt, als dieser seiner Stimme nicht gehorcht (Vers 16): „Ich merke wohl, daß Gott sich beraten hat, dich zu verderben, weil du solches getan hast und gehorchst meinem Rat nicht.“ Gott hat sich beraten, dich zu verderben; eigenartiges Wort. Die Verblendung des Amazja ist schließlich zum Teil Gericht

Gottes. Er wollte nicht hören; nun soll er nicht hören und in sein Verderben hineinrennen. Amazja fühlte sich stolz und stark, als er den Propheten so höhnisch abwies. Der Prophet sieht durch den Schleier der äußeren Geschehnisse hindurch auf die tieferen Zusammenhänge: Du gehorchst nicht, — das ist Gottes Gericht. Gott hat sich beraten, dich zu verderben. Mancher scheint stark zu sein darin, daß er sich gegen Gottes Gebot auflehnt. Er steht scheinbar auf der Höhe seines Glücks und hat den Herrn nicht mehr nötig, er erlaubt sich sogar, zumal vor den Ohren und Augen anderer, Gottes und seiner Knechte zu spotten. Er ist verblendet, unterwegs zum tiefen Fall. Gott verdirbt ihn, und dabei ist für den, der die Dinge von Gott aus sieht, seine stolze Handlung nur um so trauriger. Wer die heimlichen Zusammenhänge kennt, der weiß Bescheid. Ganz ähnlich war es bei Rehabeam (1. Könige 12, 14. 15). Es war ein stolzes Wort: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen (das heißt mit Stachelpeitschen) züchtigen.“ Das war ein stolzes Wort, und die Sache war doch so traurig: „Es war also gewandt von dem Herrn.“ Das Gericht vollendete sich am Hause Salomos.

Ein zweiter Blick hinter die Kulissen. Der König Israels warnt Amazja: Sieh zu, daß du nicht fällst „und Juda mit dir“ (Vers 19). Eines Führers Sünde reißt oft viele mit sich. Der König sündigt, da wird das ganze Volk gestraft. Ganz ähnlich heißt es in 2. Chronika 28, 19: „Denn der Herr demütigte Juda um des Ahas willen, darum daß er die Zucht auflöste in Juda und vergriff sich am Herrn.“ — Der Segen, der auf einem gottesfürchtigen Führer liegt, strahlt über sein ganzes Volk und ist eine heimliche Macht der Gnade, die viel Sünde und auch viel Leid von seinen Leuten fernhält. Der Fluch, den ein Mann auf sich läßt, der von dem Herrn weicht, trifft nicht nur ihn, sondern auch sein Haus wie bei Achan, trifft oft genug auch die ganze Schar, die seiner Führung folgt. Wahrlich, die unter uns, deren Führung andere anvertraut sind, tun gut, ab und zu hinter die Kulissen zu schauen und auch auf Zusammenhänge zu achten, nach denen Gottes Segen und Fluch sich auswirkt in der Gemeinschaft der Menschen. Davon spricht auch die kurze Bemerkung des Berichterstatters (Vers 20): „Es geschah von Gott, daß sie dahingegeben würden.“ Es mochte manchen ein Rätsel sein, warum der sieggekrönte König, dem es Gott doch hatte gelingen lassen gegen seine Feinde, jetzt auf einmal so schmachvoll unterlag. Die Lösung des Rätsels gibt uns Vers 8: Gott kann fallen lassen. — Wenn Gott einen fallen läßt, braucht das nicht mit großem Krach zu geschehen,

das wird nicht vor aller Augen offenbar sein als Gottes Tat. Es sieht in den meisten Fällen gar nicht so aus, als ob der Herr dabei die Hand im Spiel hätte. Und doch, „es geschah von Gott“. Strafe, Gericht Gottes und Schuld von seiten des Menschen sind da eng ineinander verflochten. Es war seine Schuld, was er jetzt tat, und doch zugleich wieder Gericht Gottes über frühere Schuld. Es war ein Saldo seiner Schuld von der vorigen Seite, den Gottes heiliger Ernst als Gericht und Belastung übertrug auf die neue Seite seiner Lebensgeschichte.

Am Schluß erleben wir das eigenartige Ineinander bei dem Tode des Amazja: „Von der Zeit an, da Amazja von dem Herrn wich, machten seine Knechte wider ihn einen Bund zu Jerusalem; er aber floh gen Lachis. Da sandten sie ihm nach gen Lachis und töteten ihn daselbst“ (Vers 27). Solange Amazja an dem Herrn gehangen hatte, war Gottes Schutz bei ihm, und er vermochte es, alle aufrührerischen Geister in seinem Lande unter seiner starken Hand zu bändigen; als er innerlich, ganz heimlich, ganz verborgen vor den Menschen vom Herrn abwich, da bekamen die Geister von unten die Oberhand, da konnten die anderen sich gegen ihn auflehnen. Amazja mochte grübeln über seine Ohnmacht: Warum gelingt es mir nicht mehr, wie es mir früher gelang, der Herr im Lande zu sein? Die Antwort konnte ihm niemand geben als sein Gewissen. Gottes Macht war von ihm gewichen und stand gegen ihn, seit er in der Tiefe seines Herzens vom Herrn gewichen war. Ob das nicht auch für manche unter uns bei unerklärlichen Vorgängen ihres Lebens die Aufklärung bringen könnte? Wenn wir dem Herrn gehorsam sind, dann werden auch unsere Kinder, auch unsere Untergebenen, auch die, denen wir zu Führern bestimmt sind, sich uns unterordnen, und wir werden unter Gottes Segen sie günstig beeinflussen können. Von der Zeit an, da ein Mensch vom Herrn abweicht, ist alle solche Macht und solcher Einfluß dahin. Warum die Unordnung in meiner Gruppe im Verein? Warum das Durcheinander in eurem Freundeskreis? Warum die Zuchtlosigkeit in deiner Familie? Ist dies vielleicht die Antwort: „Von der Zeit an, da Amazja von dem Herrn wich, . . .“? Es gibt geheime Zusammenhänge der Gnade, daß Gott segnet bis ins tausendste Glied. Es gibt geheime Zusammenhänge der Sünde, die sich auswirken mit übernatürlicher Kraft. Wohl dem, dessen Blick zur rechten Zeit hinter die Kulissen geht und der den Weg zu Gottes Gnade zurückfindet. „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden“ (Römer 5, 20).

AM KREUZWEG

Esra 8, 22

Denn ich schämte mich, vom König Geleit und Reiter zu fordern, uns wider die Feinde zu helfen auf dem Wege. Denn wir hatten dem König gesagt: „Die Hand unseres Gottes ist zum Besten über alle, die ihn suchen, und seine Stärke und Zorn über alle, die ihn verlassen.“

Als Esra am Wasser zu Ahava in Persien seine Scharen sammelte, um den richtigen Weg nach Jerusalem durch die Wüste zu suchen, da wurden Pläne für ihren Marsch entworfen und verworfen, und ganz von selbst kam man natürlich auch auf das zu sprechen, was unter den obwaltenden Umständen im Blick auf die unterwegs lauernenden Feinde das Allernächstliegende war: Es wurde vorgeschlagen, von dem König in Persien, der ihnen so freundlich die Freiheit geschenkt hatte, nun auch Geleit und Reiter zu erbitten, sie auf dem Wege zu beschützen. Aber als diese Stimmen laut wurden, regte sich in dem Herzen des treuen Mannes, der den Zug führte, ein eigenartiges Gefühl: „Ich schämte mich, vom König Geleit und Reiter zu fordern, uns wider die Feinde zu helfen auf dem Wege. Denn wir hatten dem König gesagt: ‚Die Hand unseres Gottes ist zum Besten über alle, die ihn suchen, und seine Stärke und Zorn über alle, die ihn verlassen.‘“ Esra rechnete mit der starken Hand Gottes, und darum schämte er sich, das zu tun, was den anderen am allernächsten zu liegen schien.

„Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, ein Neues ist entstanden“ (2. Korinther 5, 17). Zu dem Neuen, das die Jünger Jesu in ihrem Leben durch die Gnade empfangen haben, zu der neuen Gesinnung und dem neuen Herzen, gehört auch dieses neue Sichschämen. Man schämt sich nicht mehr dessen man sich früher schämte, des Namens Jesu oder der Gemeinschaft der Gläubigen, man schämt sich seiner Vergangenheit, seiner Sünde und seines Ungehorsams. Auch an den Kreuzwegen unseres Lebens erweist sich dieses neue Sichschämen als eine zarte Gabe des Geistes Gottes, deren leise Stimme, wenn wir darauf achten, uns vor Irrwegen bewahren kann.

Wir schämen uns des Unglaubens, daß wir unser Vertrauen setzen auf Menschen und Mittel, anstatt auf den Herrn, unsern Gott.

Als wir ihn fanden in Christo, unserem Heiland, da war doch dies der Sinn unseres Bundes mit ihm, daß er nun unser Herr und Gott, daß er unser Helfer und Heiland in allen Nöten sein sollte. Wir haben es gewagt, uns ganz auf ihn zu verlassen, daß er und er allein unsere Zuversicht sein solle und haben im Vertrauen auf die Hand unseres Gottes unsern Weg angetreten durch die Wüste, zwischen den feindlichen Heerhaufen hindurch, nach der ewigen Stadt.

Nun aber schämen wir uns, wenn jemals bei einer Entscheidung, in einer Verlegenheit die Versuchung an uns herantritt, uns auf menschliche Mittel zu verlassen. Unsere Freunde, die wir fragen – in der Tat, sie haben guten Rat für uns. Sie zeigen uns einen Weg, wie man ganz leicht aus der Schwierigkeit herauskommen könnte, so wie die Freunde des Esra ihm sagten von dem Geleit und den Reitern des Königs.

Aber der Jünger des Herrn kann den guten Rat, den ihm wohlwollende Freunde erteilen, nicht annehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß die anderen es ihm übelnehmen, und daß sie ihn für einen wunderlichen und verdrehten Menschen halten. Er kann den guten Rat nicht ausführen, denn er schämt sich vor seinem Gott, auf solche allzumenschliche Weise sich aus der Not zu befreien. Er muß von diesem Plan abstehen, nicht nur, wenn dabei offenbare Sünde mit unterläuft; dann ist es ja ganz klar, und dann verstehen es auch die anderen; nein, er muß auch davon abstehen, wenn es scheinbar ohne Befleckung des Gewissens abgeht. Sein Gewissen aber spricht eine andere Sprache und wird auch betrübt durch den Unglauben und das Mißtrauen gegen Gott, als ob des Herrn Hand zu kurz wäre, daß er nicht helfen könnte, und seine Ohren wären hart geworden, daß er nicht höre. Mag die Welt solche Mittelchen benutzen und solche Wege einschlagen. Früher wäre es auch für mich keine Sünde gewesen, aber jetzt schäme ich mich. Mag die Welt handeln in eigener Klugheit und nach eigenem Rat, als ob kein Gott im Himmel wäre, ich muß vielleicht ihre Klugheit bewundern, aber ich kann auf diesem Wege nicht mitgehen: Ich schäme mich, schäme mich vor dem unsichtbaren Freund meiner Seele, vor dem stillen, ernstesten Auge, das ich innerlich auf mich gerichtet sehe.

Es ist ein eigentümliches Ding um dieses Sichschämen der Jünger Jesu. Wer es faßt, der fasse es. Sie schämen sich, wenn sie einhergehen in einer Saulsrüstung. Solch schwerer Panzer erdrückt ja im Herzen das Vertrauen auf den lebendigen Gott; solch eiserner Harnisch hindert ja die Knie, daß sie sich nicht

beugen können, um bei dem Herrn ihre Hilfe zu suchen. Da legen Gottes Kinder solche Waffen ab und schämen sich, daß auch sie einen Augenblick Fleisch für ihren Arm gehalten haben.

Es war ja das Allernächstliegende, so wie hier für Esra, das Geleit des Königs zu erbitten, aber wer mit der starken Hand Gottes rechnet, der schämt sich oft dessen, was nach Menschenweisheit am allernächsten liegt, weil das Nächstliegende nicht paßt in Gottes Heiligtum. Dem sorgenzerwühlten Menschenkind liegt am nächsten die Selbsthilfe, der selbsterdachte Ausweg, die Mittelchen seiner Hand, die Pläne seines Verstandes; dem aber, der den lebendigen Gott gefunden hat, liegt am nächsten Gottes Hilfe, der Gang ins Kämmerlein, das Stillewerden vor dem Herrn, das Suchen nach seinem Wege.

Esra schämte sich nicht nur vor dem Herrn, er schämte sich auch vor dem Könige. Er konnte jetzt nicht vom Könige Geleit und Reiter fordern, denn er hatte ihm ja freimütig vorher bekannt: „Die Hand unseres Gottes ist zum Besten über alle, die ihn suchen.“ Was würde der König wohl jetzt sagen, wenn er nun doch noch um Geleit und Reiter bäte?

Dreierlei hätte wohl der König antworten können. Er würde dem von ihm verehrten Priester die Bitte wahrscheinlich erfüllt haben, denn es ging ihm ja auch darum, daß das Haus des Herrn in Jerusalem gebaut würde. Aber vielleicht hätte der König Esra darum gelobt, daß er nun doch nicht so unverständlich ohne Schutz durch die Wüste ziehen wollte. Vielleicht hätte der König ihn gelobt wegen seiner klugen Umsicht, und dann — hätte sich Esra noch mehr schämen müssen.

Sich schämen über ein Lob? Ja! Viel empfindlicher als durch allen Tadel der Freunde wird das Herz eines Kindes Gottes getroffen durch ein Lob der Welt darüber, daß wir doch nicht so einseitig, daß wir doch keine Spaßverderber sind. Er will doch auch nicht wie ein Mönch durchs Leben gehen. Er nimmt auch mit, was er von den Freuden des Lebens erfassen kann. Er macht uns nicht immer groß Geschrei wegen der Sünde und predigt uns nicht bei jeder Gelegenheit. Habt ihr schon solch Lob von der Welt über euch gehört, liebe Brüder? Dann will ich euch sagen, was in eurem Herzen vorging: Ihr schämte euch. — Solches Lob zeigt klar, daß wir unserem Herrn nicht treu nachfolgen, daß wir feige seinen Namen vor der Welt verschweigen.

Und so geht es uns auch am Kreuzwege. Die Welt lobt uns, wenn wir unser Vertrauen nicht allein auf den Herrn setzen,

sondern auch ein wenig nachhelfen möchten mit unseren eigenen Mitteln. Er nimmt schon Verstand an, heißt es dann; es gibt sich schon mit seiner Überspanntheit; er wird schon genießbarer; er kommt wieder mit seinen Füßen auf die Erde, und wie die jovialen, gutgemeinten Lobsprüche sonst noch lauten. Laßt uns wohl achtgeben, wenn solches Lob der Welt uns zuteil wird. Es ist vielleicht das alleruntrüglichsche Zeichen dafür, daß wir unserem Herrn den Rücken gewandt haben und innerlich abgewichen sind. Dann müssen wir uns schämen. Die Welt lobt es gern, wenn wir uns nicht so sehr von ihr abheben. Unser Wandel nach Gottes Wort und nicht nach der Menschen Weise ist ihr ein Dorn im Auge, denn damit verurteilen wir ja ihr Wesen. Und auch die sündige Welt will doch noch nicht ganz als gottlos betrachtet werden. Sie lobt es, wenn wir uns ihr und ihrer Art nähern, und dann müssen wir uns schämen, dann ist es Zeit, umzukehren. Wir sind auf falschem Wege.

Der König hätte aber auch dem Esra mit leisem Spott begegnen können. Ei, ei, es scheint doch wohl nicht so ganz weit her zu sein mit der Hand eures Gottes, von dem ihr mir gesprochen habt? Ihr habt den Mund damals wohl etwas voll genommen und meint nun doch auch, ein paar flinke Pferde und starke Schwerter seien nicht zu verachten und stärker als der fragliche Schutz eures Gottes? Ihr habt euch ja bald eines Besseren besonnen! Ihr merkt wohl auch, daß man sich für Gottes Segen nicht viel kaufen kann, daß die Welt anders aussieht, wenn man den Fuß in die Wüste setzt, wo die Feinde lauern, als sie aussah im berausenden Augenblick hoher Begeisterung. Gottes Schutz kann man nicht greifen und tasten, aber Schwerter klingen und Pferde springen, und ein starkes Geleit macht doch auch das Herz der gottesfürchtigen Leute getrost. — So hätte der König spotten können, und dann hätte Esra wiederum sich schämen müssen.

Ist dieser Spott heutzutage verstummt? Wenn sie es nur hören könnten, die vom Herrn abwichen, wie hinter ihrem Rücken und anzüglicher Weise wohl auch in ihrer Gegenwart über sie gespottet wird, daß es ihnen so schnell leidgeworden ist mit dem Vertrauen allein auf Gott. Wie oft müssen sich Jünger Jesu dann schämen bei dem Spott der Welt über ihre Unbeständigkeit. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“, so war das Bekenntnis unseres Mundes. Aber kommt eine Not, wo uns wirklich nichts anderes bleibt als unser Gott und von keiner Seite uns Hilfe nahen

kann, dann zeigt sich in unserem Wesen so wenig von der glaubensstarken Ruhe, dann hängen wir unsere Harfen an die Weiden, als ob wir nie wieder singen könnten. Und die Welt, der unser Lied noch im Ohr klingt: „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein“, sie spottet, und wir müssen uns schämen, denn die Leute haben recht. Dieses Gefühl der Scham kann uns dazu helfen, daß wir „wieder nüchtern werden aus des Teufels Strick“ und nun den richtigen Weg einschlagen, den Weg des Vertrauens auf den Herrn allein.

Noch ein Drittes hätte der König antworten können: Nein, Esra, ich gebe dir das Geleit nicht, es ist dir gerne gegönnt, das weißt du, und mir liegt viel daran, daß ihr gut nach Jerusalem kommt, aber es ziemt sich nicht für euch, die ihr dem Gott des Himmels dient, durch Menschenhilfe errettet zu werden. Ihr habt im Glauben Babylon verlassen, ihr müßt im Glauben euren Weg zu Ende gehen. Erinnerung dich an dein Bekenntnis und sei nicht kleingläubig. So hätte der König reden können, und Esra hätte sich schämen müssen.

Manche unter denen, die sich nicht zum Volke Gottes halten, haben ein feines Verständnis dafür, was sich für dieses Volk geziemt. Ja, es gibt ihrer genug, die sich selbst noch nicht der Gemeinschaft Gottes rühmen können, die aber großes Verlangen haben, in diese Stellung hineinzukommen. Solche Leute wünschen, daß Gottes Volk wirklich anders ist als sie. Sie haben eine gewisse stille Hoffnung, daß es wirklich etwas Echtes sei mit dem Christenglauben, den sie auch noch zu empfangen hoffen, und darum erregt es ihren Widerspruch und ihren Tadel, wenn sich ein Jünger des Herrn in Weltförmigkeit gehen läßt und aus „seiner eigenen Festung“ fällt. Da ist schon oft gerade aus den Kreisen solcher Fernerstehenden den irrenden Jüngern der rechte Weg gewiesen worden, und wie aus einer Betäubung und Lähmung heraus wachte ihre Seele auf: Sie schämten sich.

Am Kreuzweg stehen wir oft. Ungewißheit über den Weg gehört mit zur größten Qual, die eines Wanderers Herz befallen kann. Dankbar müssen wir rückblickend die gütige Hand Gottes preisen, die uns immer wieder vom Irrweg zurückrief und uns die rechte Straße zeigte, wenn wir aufrichtig ihn fragten und seinen Willen tun wollten. Gott hat mancherlei Mittel, womit er dieses, sein Ziel erreicht. Lasset uns üben, zu achten auf die leisen Stimmen, die am Kreuzweg durch Gottes Geist in unseren Herzen erweckt werden. Eins von den wunderbar

zarten Organen, die er in der Seele seiner Jünger pflanzt und pflegt, und das immer stärker sich regt und immer freundlicher uns zu klarer Wegweisung segnet, ist die leise Stimme, die beim Betreten des Irrweges aufwacht: Ich schäme mich!

„Wir werden bei dem Herrn sein allezeit, nicht flüchtige Stunden, nicht kurze Augenblicke. Von Ewigkeit zu Ewigkeit! O ihr, die ihr Ihn liebt, hebt eure Häupter auf! Dann sollt ihr euch satt sehen an dem Strahl seiner Augen, dann sollt auch ihr niederfallen dürfen vor Jesu Füßen, dann soll auch eure Hand gefunden werden in seiner Hand. Das ist ein seliger, seliger Tag. Er kommt. Was wird das sein, wenn der König kommt! O komme bald, Herr Jesu!“

BÜCHERHINWEISE

BÜCHER VON UND ÜBER PAUL HUMBURG

Andacht- und Predigtbände)*

Aus der Quelle des Wortes, biblische Aufsätze und Ansprachen, Furche-Verlag, Berlin, 1922, 2. Auflage (1. Auflage 1917) In der Reihe „Stimmen aus der christlichen Studentenbewegung“, Heft 11, 149 Seiten.

Deine Wunder laß uns sehn! Biblische Aufsätze, Aussaat-Verlag, Wuppertal o. J., in „Stimmen aus dem Westdeutschen Jünglingsbund“, 94 Seiten.

Auf der Seite des Siegers, biblische Aufsätze, Aussaat-Verlag, Wuppertal o. J., in „Stimmen aus dem Westdeutschen Jünglingsbund“, 77 Seiten.

Der stille Weg, biblische Aufsätze, Aussaat-Verlag, Wuppertal o. J., in „Heilige Quellen“, Heft 5, 109 Seiten.

Von Grund aus edel, Betrachtungen über Daniel 6, Aussaat-Verlag Wuppertal o. J., in „Heilige Quellen“, Heft 7, 80 Seiten.

Allerlei Reichtum, gesammelte Aufsätze über alttestamentliche Texte, Aussaat-Verlag Wuppertal 1929, 320 Seiten.

Abschied und Vermächtnis, drei Predigten, Emil Müller, Wuppertal 1945, 24 Seiten.

Frühlingstage der Gemeinde (Apostelgeschichte 2–6) Aussaat-Verlag Wuppertal 1949, in „Die Aussaat, eine Schriftenreihe zur biblischen Vertiefung“, Heft 5, 48 Seiten.

*) Die überwiegende Mehrzahl der hier genannten Titel ist vergriffen. Nur einige, nach 1950 erschienene Arbeiten sind noch im Buchhandel erhältlich.

Die Versöhnung durch das Kreuz Christi, Aussaat-Verlag Wuppertal 1949, 32 Seiten; Furche-Verlag Hamburg, Furche-Bücherei 131, 48 Seiten.

Die ganz große Liebe, achtundzwanzig schlichte Betrachtungen für verlorene Leute über das Gleichnis von den verlorenen Söhnen, Verlag der Buchhandlung des Erziehungs-Vereins Neukirchen, 4. Auflage 1957, 99 Seiten.

Die Hartgebundenen macht Er frei, Neukirchener Verlag, 3. überarbeitete Auflage 1959, in „Der Schatz im Acker, Beiträge zum Schriftverständnis“, herausgegeben von Hans Kirchoff, 80 Seiten.

Katechetische Schriften

Der einige Trost, eine kurze Einführung in den Heidelberger Katechismus, Aussaat-Verlag Wuppertal o. J., 30 Seiten.

Ewige Erwählung, Aussaat-Verlag Wuppertal 1949, in „Die Aussaat, Heft 6“, 48 Seiten.

Einer ist König, ein Wort an unsere Söhne am Tage ihrer Konfirmation, Aussaat-Verlag Wuppertal, 16 Seiten.

Jugend mit der Bibel (Konfirmationspredigt), Aussaat-Verlag Wuppertal o. J., 16 Seiten.

Christus und die heutige Jugend, Aussaat-Verlag Wuppertal 1929, 32 Seiten.

Lebensbild

Harmannus Obendiek, D. Paul Humburg, der Zeuge – die Botschaft, Emil Müller Wuppertal, 2. Auflage 1948, 156 Seiten.

New Delhi am 18. November 1961. Über der indischen Metro-pole und Zwei-Millionen-Stadt wölbt sich ein strahlend blauer Himmel. Es ist Sonntag, ein Sonntag, wie er dem wenig ver-wöhnten Mitteleuropäer in seinen kühnsten Urlaubsträumen vorschwebt, obwohl knappe zweihundert Kilometer nördlich in den Bergen des Simalik-Gebirges vor zwei Tagen der erste Schnee gefallen ist. An diesem Tage bewegt sich um 10.30 Uhr indischer Ortszeit ein seltsamer Zug durch die Straßen der Stadt. Er strebt nicht einem jener prächtigen Regierungs-bauten zu, nicht der weltberühmten Dschamna-Moschee, nicht dem imposanten Mausoleum Humajuns oder dem Roten Fort des Mogulkaisers Schah Dschahan, sondern einem einfachen Zelt. Eintausendvierhundert Menschen betreten diese offene Zeltstadt, deren rot-blau-gelb gestreifte Leinwand sich seltsam ausnimmt in dieser Umgebung. Es sind Menschen jed-weder Hautfarbe, jedweder Rasse, in liturgischen Gewändern die einen, im Straßenanzug die andern, Unbekannte neben Trägern berühmter Namen, Menschen aus allen Teilen der Erde. Und dennoch ist allen eines gemeinsam: Sie bekennen Jesus Christus als ihren Herrn, als das Licht der Welt. Der Wunsch nach diesem Bekenntnis hat sie zusammengeführt, und dieses Bekenntnis läßt sie Herkunft und Stand, Rasse und Hautfarbe vergessen. Sie wollen nur das eine sein: Christen, die vor aller Welt Zeugnis ablegen, so wie es wenige Minuten später im Zelt der Liturg Juhan Mar Thoma formu-liert: „Aus vielen Nationen sind wir an diesem Ort zusam-mengekommen, weil Christus, das Licht der Welt, einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben hat, daß durch uns ent-stünde die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes, und weil er uns als Lichter in die Welt gestellt und uns auf-getragen hat, unser Licht leuchten zu lassen.“

. . . daß die Meinungen in New Delhi oft hart aufeinander stoßen, daß man um Formulierungen und Verlautbarungen stundenlang ringt, beweist letztlich den großen Ernst, mit dem man Probleme angeht. Zu einem besonderen Schwer-punkt wird die Frage nach der Abendmahlsgemeinschaft. Angeschnitten und mit Nachdruck in den Vordergrund ge-stellt wird sie von der Weltjugendkonferenz.

Diese Jugendkonferenz, die zum letzten Male 1952 in Süd-indien getagt hatte, trat vierzehn Tage vor Beginn der Welt-kirchenkonferenz ebenfalls in New Delhi zusammen. Das

Thema der Abendmahlsgemeinschaft war ihr nicht neu. Im letzten Jahr war sie bei einer europäischen, ökumenischen Konferenz in Lausanne aufgebrochen. Als es nicht gelang, offiziell zusammen zum Abendmahl zu gehen, veranstalteten mutige Delegierte einen inoffiziellen Abendmahlsgottesdienst. Diese Impulse wirken in New Delhi nach. Die jugendlichen Abgeordneten aus allen Mitgliedskirchen wohnen zusammen — nicht in Hotels, sondern in Zelten. Sie waschen ihre Hemden selbst, sie versuchen eine Gemeinschaft zu bilden. Dabei verleugnen sie ihre Gegensätze nicht: Die jungen Afrikaner ziehen gegen den Kolonialismus zu Feld, der mit den Missionen zusammen in ihre Heimat kam. Die Asiaten können viele europäische Probleme nicht verstehen und umgekehrt. Aber über diese Fragen hinweg vereinigen sie sich unter dem offenbarten Worte Gottes, sie singen und sie beten zusammen. Sie bereiten Resolutionen vor, deren Verwirklichung sie von den Beschlüssen der Hauptkonferenz erhoffen. Aber sie müssen erkennen, daß mit dem jungen Schwung ihrer Gedanken die jahrhundertealte Entwicklung nicht kurzfristig überwunden werden kann. Immerhin: Nach ihrem achttägigen Beisammensein appellieren die Teilnehmer der Jugendkonferenz an die 3. Vollversammlung in New Delhi, auf eine baldige Abendmahlsgemeinschaft zwischen Christen verschiedener Konfessionen zu drängen. „Eine Taufe“, so heißt es in der Erklärung, „muß uns auch zu einem Tisch führen.“ Man geht also von der Tatsache aus, daß die Kirchen heute im allgemeinen die in einer anderen Demonination gespendete Taufe als gültig anerkennen und meint von hier aus, daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei, eine gleiche Übereinstimmung auch im Blick auf das Abendmahl zu erzielen: „Wir glauben, daß die Frage der Abendmahlsgemeinschaft nicht von dem gottesdienstlichen Leben, dem Zeugnis und dem Dienst der Kirche getrennt werden kann.“

Unumstritten wird der Tatbestand, daß Christen, die den Einen Herrn bekennen, dennoch nicht gemeinsam zu Seinem Tisch gehen können, von vielen Menschen als anstößig empfunden, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirchen. Man kann jedoch ebenso wenig einfach die Einwände abtun, die gegen eine solche Abendmahlsgemeinschaft vorgebracht werden. Gerade denjenigen, die sich einer Gemeinschaft verschließen, ist es mit der Frage um das Abendmahl besonders ernst. Man kann nicht mit einer Handbewegung Argumente und tiefinnerliche Überzeugungen vom Tisch wischen, Argumente, die letztlich ihren Ursprung in rein theologischen

Aussagen haben. Es ist nicht möglich, in diesem Rahmen auf die unterschiedliche Interpretation des Abendmahls einzugehen; aber man braucht sich nur an das berühmte Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zu erinnern. Damals stand Auffassung gegen Auffassung, und man wird weder Luther noch Zwingli eine wohlüberlegte theologische Überzeugung noch mangelnden Willen zur Einheit absprechen wollen. Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529 brachte keine Annäherung der Standpunkte. Man ging auseinander, ohne in bezug auf das Abendmahl den gemeinsamen Nenner gefunden zu haben, und Luther sagte resignierend: „Ihr habt einen anderen Geist!“ Man kann in zahllosen äußerlichen Dingen Übereinkünfte und Kompromisse schließen. Hier, wo es um das letzte Geheimnis des Glaubens geht, muß jeder Kompromiß ausgeschlossen bleiben. Kompromisse sind niemals echte Einheit, und wer in Glaubensfragen Kompromisse eingeht, der ist drauf und dran, seinen Glauben zu verraten. So muß man – traurigen Herzens zwar, aber auch in aller Demut – hinnehmen, was sich nicht wegdisputieren läßt und was jenseits von Kompromiß und gutem Willen zur Gemeinsamkeit steht.

Am Sonntag, dem 26. November, ergeht von der anglikanischen Kirche von Indien, Pakistan, Burma und Ceylon die Einladung an alle Getauften auf der Weltkonferenz, am gemeinsamen Abendmahl in dem großen Zelt hinter der Versammlungshalle teilzunehmen. Etwa zweitausend Menschen sind gekommen. Die Orthodoxen und die Mehrzahl der Lutheraner, darunter Lutheraner aus Deutschland, bleiben fern.

Aus: Wegener, Konferenz der Kirchen.

Ein Bericht über die 3. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Neu Delhi 1961

64 Seiten, Fotos, broschiert DM 3.20

Aussaat Verlag Wuppertal

AUSSAAT - BÜCHEREI

Band 1: Karl Sundermeier, Die Kraft des Glaubens

Band 2/3: Paul Humburg, Allerlei Reichtum

Band 4/5: Helmut Lamparter, Prüfet die Geister

Band 6: Theo Sorg, Unter vier Augen

Demnächst erscheinen:

QUELLEN DER SCHRIFT: Otto Michel,
Die biblischen Wunder

STIMMEN DER VÄTER: Theo Sundermeier,
Erweckung in Ravensberg

FRAGEN DER LEHRE: Hans Rohrbach,
Naturwissenschaft und Glaube

HILFEN ZUR PRAXIS: Joachim Bieneck,
Dienet einander
Andachten für Jugendgruppen

Studienhilfen für junge Christen